

Die große Gruselserie von Jason Dark

Grauen in den Katakomben

Frankreich F 5,50 / Italien L 1400 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 110



Grauen in den Katakomben

John Sinclair Nr. 334

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 27.11.1984

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Grauen in den Katakomben

»O Gott, da gehe ich nicht hinunter!« Giselle Virains Augen wurden groß. Sie schüttelte heftig den Kopf. Ihre blonden, halblangen Haare gerieten in zuckende Bewegungen. »Nein, Henri, das kannst du nicht von mir verlangen, das ist Unsinn, da spiele ich nicht mit.«

Henri Druc hob seinen Blick. »Und weshalb spielst du plötzlich so verrückt?«

»Weil ich…« Sie holte tief Luft. »Weil ich ...«

»Du hast Angst, nicht wahr?«

»Genau, Henri, ich habe Angst.«

Druc zog den Mund schief. »Und weshalb erst jetzt? Gestern warst du noch Feuer und Flamme.«

Giselle zog ihre Jeansjacke enger um den Körper. Das Gefühl des Ekels hatte sich auf ihrem Gesicht ausgebreitet. Man sah ihr an, daß es sie eine ungeheure Überwindung kosten würde, in die Tiefe zu steigen.

Inzwischen leuchtete ihr Freund mit der Lampe. Der armdicke Lichtfinger glitt über die Steigleiter nach unten und fand sein Ziel auf einem feucht schimmernden Boden.

»Das ist ja gar nicht so tief«, sagte er.

»Mir reicht es.«

»Du gehst vor.«

»Nein.«

Henri verdrehte die Augen. Er sah, daß so eine Freundin einen Schritt zurückgewichen war. »Sei doch nicht dumm, Mädchen. Oder willst du das Gitter wieder auf die Öffnung legen?«

»Nein, das auch nicht.«

»Dann los.«

Giselle zitterte, als sie sich dem Loch näherte. Vorsichtig drückte Henri sie in die Knie, gab ihr Anweisungen, wie sie sich zu verhalten hatte, wenn sie nach unten ging, aber die Angst konnte er ihr nicht nehmen.

»Immer vorsichtig.«

»Ja, schon gut.«

Henri schaute Giselle nach, wie sie zitternd in die Tiefe stieg. Mit jeder Sprosse, die das Mädchen hinter sich ließ, steigerte sich ihre Furcht vor dem Unbekannten. Sie sah die Schachtwand, in der dunkle Wasserstreifen hinabrannen und sie an Blut erinnerten.

Dabei war es Unsinn, so etwas zu denken, doch sie konnte einfach nicht anders.

Über ihr hatte Henri das Gitter genommen und auf die Öffnung gelegt.

Es paßte genau in einen dafür vorgesehenen Rahmen. Niemand wurde merken, daß es mal herausgenommen war.

Giselle halle den Boden erreicht. Die hohen Turnschuhe versanken bis über die Sohlen im stinkenden Schlick. Das Mädchen schaute in die Höhe, um den Einstieg ihres Freundes zu verfolgen.

Henri ging so, als hätte er nie in seinem Leben etwas anderen getan.

Geschmeidig und mit sicheren Bewegungen. Er war eben ein guter Sportler Bei den Turnern gehörte er zur Spitze.

Die letzten drei Sprossen ließ er sich kurzerhand fallen, Dicht vor seiner Freundin landete er am Boden, und das Schmutzwasser eine kleinen Pfütze spritzte fontänenartig in die Höhe.

»Na?« fragte er und grinste »Wie geht es dir?«

»Mies.«

Er lachte. »Das wird gleich besser, wenn du erst mal den ersten Schluck zum Aufwärmen genommen hast.«

»Ich weiß nicht…«

»Komm jetzt.« Er faßte ihren Arm. »Wir haben uns sowieso schon verspätet.«

»Woher kennst du überhaupt den Weg?« fragte Giselle.
»Es gibt Karten, meine Liebe, und die habe ich zuvor studiert. Man muß stets gut vorbereitet sein.«
»Meinetwegen.«
Obwohl die beiden noch keinen Abwasserkanal erreicht hatten, roch es dementsprechend faulig. Sie befanden sich an einer relativ trockenen Stelle. Irgendwie wurde Giselle an einen stillgelegten U-Bahnschacht erinnert. An den bogenförmigen Wänden in der Nähe erkannte sie gelblich schimmernde Kacheln, die allesamt lange Schmutzstreifen zeigten.
Vor ihnen lag ein kurzer Stollen, der in einen der großen Gänge mündete.
»Soll ich dich an die Hand nehmen?« fragte Henri ein wenig spöttisch.
»Nein, danke, du könntest mich höchstens tragen.«
»Das wird mir auf die Dauer zu schwer. Aber du bleibst ja sowieso in meiner Nähe.«
Die beiden setzten sich in Bewegung. Henri schaute stets nach vorn.
Sein Blick folgte dem Lichtfinger der Lampe, während Giselle Virain zu Boden sah, der eine schmutzige Matschfläche bildete. Hier lagen Schlamm und Unrat. Beides zusammen bildete einen Teppich, vor dem sich das Mädchen ekelte.
Kurz bevor die beiden den Gang erreichten, machte Giselle die Entdeckung. Sie blieb abrupt stehen. Ein leiser Schrei wehte über ihre Lippen.
Auch Henri hatte den Laut gehört. Er drehte sich um. Seine Stimme klang unwillig, als er fragte: »Was hast du denn?«
»Da, am Boden!«
Henri schaute und folgte mit seinen Blicken dem ausgestreckten Zeigefinger. Zusätzlich nahm er die Lampe und leuchtete die Stelle an.
Ja, da waren Abdrücke im Schlamm.
Keine Hinterlassenschaft eines Menschen, deren Füße sehen anders aus. Dieser Abdruck wirkte so, als wäre ein Stock tief in die Schlammasse gedrungen.
Und da war nicht nur einer. Mehrere hintereinander, die eine Reihe bildeten. Sie kam vom Gang her. Das war nicht normal. Vor allen Dingen nicht für Giselle, die sowieso schon unter einem seelischen Druck stand.
»Das sieht vielleicht aus«, flüsterte sie.
»Na und?«
»Ich habe Angst.«
»Ach, Unsinn.«
»Das sind Spuren, die man sich nicht erklären kann. Wer weiß, wer sich hier unten noch alles herumtreibt.« Ihre Stimme klang ein wenig

schrill. »Das sind Schlupflöcher für Verbrecher, Mörder oder Diebe.«

»Weshalb nicht Ungeheuer?« fragte Henri.

Giselle schüttelte den Kopf. »Ich sehe schon, du nimmst mich nicht ernst.«

»Das nehme ich auch nicht, tut mir leid. Komm jetzt weiter. Du wirst noch mehr Dinge sehen, die dir unnatürlich vorkommen. Da vorn ist der Stollen, und da ist es auch heller.« Die Stimme des jungen Mannes klang gedämpft und dennoch ein wenig hallend.

In der Tat schimmerte vor ihnen im breiten Stollen Licht. Das war nicht überall so. Die Katakomben waren nur zum Teil beleuchtet, und wenn, brannten auch nur die Hälfte aller Lampen, weil die anderen zerstört oder defekt waren.

Je näher sie ihrem ersten Ziel kamen, um so stärker wurde das Rauschen. Vor ihnen floß Abwasser durch den Kanal. Es dauerte nicht lange, da konnten sie die graue Masse bereits sehen, die sich durch das Kanalbett wälzte. Durch den Regen der letzten Tage zeigte sich der Kanal fast bis zum Rand gefüllt. Auf dem Wasser schäumten lange, weiße Streifen. Kleinere Gegenstände trieben in den Fluten und wurden mitgerissen.

An einer Seite existierte ein schmaler Pfad, auf dem sich, die beiden jungen Menschen fortbewegen konnten. Man hatte diesen Steg mal gefliest. Die meisten Kacheln waren im Laufe der Zeit herausgelöst worden, so daß nur hin und wieder welche schimmerten.

Henri Druc hatte seine Freundin vorgehen lassen und sie auch gewarnt, denn der Untergrund war ziemlich rutschig. Deshalb hielt Giselle auch ihren linken Arm ausgestreckt und stützte sich bei jedem Schritt an der Wand ab.

Noch immer hatte sie sich mit dieser Umgebung nicht abgefunden. Ihr Gesicht zeigte den Ekel, den sie empfand. Die Mundwinkel waren verzogen, auf der Stirn hatte sich ein Muster aus Falten gebildet, und sie atmete nur durch die Nase. Das Zeitgefühl war Giselle bereits abhanden gekommen. Irgendwann blieb sie stehen und drehte sich um.

»Was ist denn?«

»Henri, wann sind wir da?«

»Es dauert nicht mehr lange. Wir müssen diesen Hauptgang durch und dann nach links. Dort befindet sich ein freier Platz.«

Sie lachte schrill. »Wie sich das anhört – freier Platz.«

»So ungefähr aber. Geh schon.«

»Bleibt mir ja nichts anderes übrig!« Giselle ergab sich in ihr Schicksal und ging weiter.

Auch Henri Druc gefiel die Sache nicht. Das konnte er natürlich nicht zugeben. Auch spielte er bereits mit dem Gedanken, nicht die gesamte Nacht in den Katakomben zu verbringen. Ihm würde schon eine

Ausrede einfallen, und Giselle war es sehr recht. Henri kam es nur darauf an, sich bei den anderen nicht zu blamieren, zudem stand er bei ihnen im Wort.

Niemand von ihnen schaute zurück. Sie hatten genug damit zu tun, den Weg nicht zu verfehlen, und so sah auch keiner von ihnen den Schädel, der sich in ihrem Rücken aus den schmutzigen Fluten des Kanals in die Höhe drückte.

Es war der Kopf einer Riesenratte!

***

Vor mir lauerte die Ratte!

So groß wie ein Mensch, tückisch und mordlüstern die Augen und bereit, auch mich zu töten.

Sie biß zu!

Ich hatte keine Zeit mehr gefunden, eine Waffe zu ziehen und zu schießen, ich wollte nur den gefährlichen Zähnen des mutierten Nagers entgehen und warf die Tür so heftig zu wie selten in meinem Lehen.

Dann ging ich zurück, spürte hinter mit die Körper meiner beiden Begleiter, als ich gegen sie stieß, hörte Meurisses Schimpfen und vernahm gleichzeitig einen dumpfen Laut, als die Ratte mit ihrem Schädel gegen die Tür hämmerte.

»Was ist denn los?« fragte Suko.

»Im Flur sitzt eine Riesenratte!«

»Was?« kehrte Paul Meurisse und starrte mich an, als hätte ich gelogen.

»Ja, verdammt. Ich bin gerade noch entwischt. Die hätte mir sonst den Arm abgebissen.«

Meurisse wurde käsig im Gesicht. »Merde«, flüsterte er, »erst die Taube, jetzt die Ratte. Die Zeugen haben nicht gelogen. Verdammt, was sollen wir machen.«

»Wir müssen sie killen.« Suko hatte schon seine Dämonenpeitsche gezogen, und auch ich holte meine Beretta hervor.

Während ich meine Hand auf die Klinke legte und Suko eine für ihn optimale Schlagstellung einnahm, schoß mir noch einmal durch den Kopf, wie alles gekommen war und wir hier in Paris gelandet waren.

In London hatte es begonnen. Ein scheußliches Verbrechen, das unter allen Umständen aufgeklärt werden mußte. Es gab sehr wenige Spuren.

Eine hieß Pierre, und sie führte nach Paris. Dieser Pierre hatte die Mädchen während ihres Aufenthalts in der Stadt kennengelernt.

Unserer Ansicht nach war er nach London zurückgekehrt und hatte die unschuldigen Personen ermordet.

Eine unvorstellbare Sache. Ich war immer noch nicht darüber

hinweggekommen.

Wir flogen nach Paris, wurden von einem Agenten namens Meurisse erwartet und hörten eine Geschichte, die man als haarsträubend bezeichnen konnte. Während einer Beerdigung war auf einem kleinen Friedhof in Montmartre eine menschengroße Ratte erschienen, hatte sich einen Trauergast geholt und getötet.

Meurisse konnte es nicht glauben, wir auch nicht, gingen aber trotzdem an den Tatort, um ihn uns anzuschauen. Eine Riesenratte entdeckten wir nicht, dafür eine gewaltige Taube, die ebenfalls so groß wie ein Mensch war. Es gelang ihr, Meurisse zu attackieren.

Dann schoß ich sie mit einer Silberkugel an.

Die Taube verschwand, wir suchten sie und fanden sie auch.

Dabei konnten Suko und ich zusehen, wie sie kleiner wurde und letztendlich ihre normale Gestalt annahm.

Ich zeigte Meurisse die Taube, und wir drei sahen zu, wie sich das Tier vor unseren Augen auflöste. Nur etwas blieb zurück. Ein menschliches Herz. Meiner Ansicht nach hatte es einem der Londoner Mädchen gehört, und so waren aus zwei Fällen einer geworden.

***

Jetzt spielte auch Meurisse mit. Dank seiner Hilfe und der eines Computers fanden wir heraus, wo sich dieser Pierre aufgehalten hatte.

Er wohnte in einem alten Haus, das noch einen Trödelladen beherbergte.

Wir sprachen dort mit einem ziemlich verstockt wirkenden Mädchen, das sich Claudine nannte und die Partnerin dieses Pierre war.

Wo er sich allerdings aufhielt, konnte oder wollte sie uns nicht sagen. Wir erfuhren nur, daß Pierre unter dem Dach lebte, und in dieser seiner Wohnung hielten wir uns auf.

Erfolglos hatten wir sie durchschaut und waren im Begriff zu gehen, als ich die Riesenratte entdeckte.

Der Anblick hatte mir einen gelinden Schock versetzt. Zum Glück war es mir noch rechtzeitig gelungen, die Tür wieder zuzudrücken.

Keiner von uns wußte, wo das Tier hergekommen war. Wir hatten aber damit gerechnet, daß sich Monstren wie diese in der Kanalisation von Paris aufhielten.

Ich schaute meinen Freund an.

Sein Gesicht war gespannt. Schlagbereit hielt er die Peitsche.

Auch Meurisse hatte eine Pistole gezogen. Es war Sukos Silberkugel-Beretta, die ihm mein Partner überlassen hatte.

»Wenn du sie aufziehst, schlage ich sofort zu«, flüsterte der Inspektor.

Der Franzose hinter mir schwieg. Er lauerte ebenfalls auf meine Reaktion.

Da vernahmen wir den Krach.

Das Splittern und Bersten wurde zwar durch das Holz der Tür gedämpft, zu überhören war es nicht.

Ich riß die Tür auf.

Wir sahen noch die Fetzen. Es waren Fragmente des Geländers, die durch die Luft flogen, denn die Riesenratte hatte es mit einem gewaltigen Satz durchbrochen.

Der große graue Körper war auf dem nächsten Treppenabsatz gelandet, verharrte dort mit uns zugewandtem Kopf, und ich konnte für den Bruchteil einer Sekunde in die mordlüsternen Augen des Tieres schauen.

Ich schoß.

Gleichzeitig bewegte sich das Tier und sprang die Treppe hinunter.

Wieder hörten wir das Bersten, Brechen und Splittern von Holz.

Die Ratte hatte es auf dem gleichen Weg geschafft, den Absatz zu überwinden wie beim erstenmal.

Auch Suko und Meurisse hatten die Wohnung verlassen. Der Inspektor hielt bereits seinen Stab in der Hand, nur zögerte er noch, ihn einzusetzen, denn innerhalb von fünf Sekunden, die Suko zur Verfügung standen, hätte er das Tier kaum erreicht.

Wir hörten es im unteren Flur. Dumpf schlug der Körper auf die Treppenstufen, während wir uns ebenfalls in Bewegung gesetzt hatten und die Bestie verfolgten.

Auf der Treppe lagen Holzsplitter, Balken und Querstäbe. Es war nicht einfach, das Zeug zu überspringen, denn wir konnten uns nirgendwo festhalten.

Ich hatte die Spitze übernommen. Suko hielt sich dicht hinter mir, den Schluß machte Meurisse, der seiner Wut freien Lauf ließ und das Blaue vom Himmel fluchte.

Dicht an der Wand hielt ich mich. Wieder drang ein Krachen an unsere Ohren, auch hörten wir einen schrillen Frauenschrei und dachten sofort an das Mädchen Claudine.

Wir beeilten uns noch mehr.

Über Trümmer stolperten wir hinweg, ließen auch das erste Stockwerk hinter uns und hatten schließlich den untersten Flur erreicht, wo sich auch der Eingang zum Trödelladen befand.

Von der Riesenratte war nichts zu sehen.

Dafür stand die Tür zum Laden offen. Auf der Schwelle erschien die leichenblasse Claudine. Ihr Blick war starr. Sie schaute uns an, wahrscheinlich bemerkte sie uns nicht.

Meurisse sprang vor, bekam sie zu packen und schüttelte sie durch.

»Verdammt, Mädchen, wo ist sie?«

»Laden…«

»Hat sie sich da versteckt?«

»Ich weiß nicht…«

Die Antworten reichten uns, um zu wissen, wo wir weiterhin zu suchen hatten.

Als wir das Geschäft betraten, sahen wir sie nicht. Aber wir konnten ihren Weg verfolgen, den sie genommen hatte. Der Trödelladen hatte sowieso einer Rumpelkammer geglichen, durch die man sich vorankämpfen mußte. Nun war das Chaos perfekt. Die Riesenratte hatte dafür gesorgt. Sie war kurzerhand quer durch und über die ausgestellten Dinge gesprungen und hatte alles durcheinander gebracht.

Einen Weg gab es überhaupt nicht mehr. Wir mußten uns regelrecht vorankämpfen, räumten Lampen, Geschirr und Abfälle zur Seite, sprangen über Eisentöpfe, und ich verhakte meinen Fuß in einem auf dem Boden liegenden Kabel.

Die Ratte war nicht zu sehen, wir verfolgten nur den Weg, den sie genommen hatte.

So gelangten wir in den hinteren Teil des Trödelladens, wo es noch eine Tür gab.

Sie war zerstört. Fragmente hingen in den Angeln, Splitter und Holz lagen am Boden, und hinter der Tür begann ein Gang, der zum Hinterhof führte.

Auch die Tür um Ende des Ganges war zerstört. Steckte die Riesenratte noch im Hof?

Wir hatten ihn kaum erreicht, als wir die ersten Schreie hörten, denn das Tier war entdeckt worden.

Nach verschiedenen Seiten hin schauten wir uns um. Ein typischer Pariser Hinterhof lag vor unseren Blicken. Geschmückt oder vollgestopft mit allen möglichen Anbauten, manche nur aus einfachen Steinen gemauert, andere aus Holz erbaut und farbig angestrichen.

Die Menschen, die geschrien hatten, rannten aus einem der Anbauten.

Sie schüttelten in wilder Panik die Köpfe, ihre Gesichter waren bleich, die Augen aufgerissen. Sie gestikulierten mit den Armen und begannen gellend zu schreien.

Wo steckte die Ratte?

Suko entdeckte sie.

»Da, auf dem Dach!«

Ich folgte seinem Blick.

Tatsächlich huschte auf dem Dach eines Anbaus ein schattenhafter, gewaltiger Körper entlang. Paul Meurisse hob die Waffe, er wollte schießen, wieder war die Ratte schneller.

Sie entschwand mit einem gewaltigen Satz unseren Blicken. Eine Sekunde danach hörten wir es klirren.

»Jetzt ist sie durch ein Dach gesprungen«, sagte Meurisse.

»Gibt es hier gläserne Dächer?« fragte ich.

»Genug.«
Wir rannten los. Die Richtung wußten wir. Es war ebenfalls ein Anbau, und wir hörten auch die gellenden Schreie.
Der Lärm war nicht ungehört geblieben. Als ich eine Treppe hochlief, wunderte ich mich, woher all die Menschen kamen, die auf einmal den Hof bevölkerten.
Eine Tür versperrte uns den weiteren Weg. Leider war sie verschlossen. Suko machte kurzen Prozeß. Er bog seinen Körper zurück und schleuderte ihn dann vor.
Wuchtig hämmerte er mit der Schulter gegen das Holz. Die Tür war nicht stabil. Was die Riesenratte geschafft hatte, das brachte auch mein Partner fertig. Kaum war die Tür offen, hörten wir schon die Schreie eines Menschen. Wir sahen den Mann wenig später, als wir einen großen Raum mit hohem, jetzt zerstörtem Glasdach betraten.
Er lag auf dem Boden, trug nur eine fleckige Hose, ansonsten war der Oberkörper frei und blutig, denn der Mann war von den Splittern getroffen worden. Selbst in seinem dunklen Bart schimmerte es rot.
»Wo ist sie?« Meurisse schrie den Verletzten an.
»Weg! Weg…«
Suko und ich durchsuchten bereits den Anbau. Er bestand praktisch aus einem Raum. Es gab nur mehr einen schmalen Flur, der vor einer Mauer endete.
Keine Spur von der Riesenratte. Sie schien sich in Luft aufgelöst zu haben.
In der Düsternis suchten wir weiter, leuchteten mit den kleinen Lampen nach, entdeckten trotzdem nichts und gingen noch einmal nach draußen. Auf dem Hinterhof standen die Bewohner der umliegenden Häuser und diskutierten heftig miteinander.
Ein paarmal fiel der Begriff Ungeheuer. Einige behaupteten steif und fest, ein Riesentier gesehen zu haben, andere wiederum lachten nur darüber. Auch wir wurden angesprochen, gaben aber keine Antwort, sondern gingen wieder in den Anbau zurück. Als wir die Treppe hinter uns gelassen hatten, huschte plötzlich etwas Graues auf uns zu.
»Da!« rief Suko. Er wollte noch mit der Peitsche schlagen, doch die Ratte war zu schnell. Sie passierte nicht nur meinen Freund, auch vor meinen Füßen huschte sie entlang, sprang in den Hof und war unseren Blicken entschwunden.
»Kann sie das gewesen sein?« fragte Suko.
»Ich weiß es nicht.«
»Verdammt, die macht mich noch wahnsinnig!« schimpfte der Inspektor.
Ich war stehengeblieben und schaute zurück. Von der Ratte sah ich keine Spur mehr. Dabei konnte ich nicht einmal mit hundertprozentiger Sicherheit davon ausgehen, daß es genau diese

Ratte gewesen war, die wir suchten. Schließlich trieben sich in Paris unzählige dieser Nager herum.

Suko war schon vorgegangen. Ich traf ihn dort, wo Meurisse den Verletzten auf eine Couch gebettet hatte. Der Mann konnte sich als Glückspilz bezeichnen, denn die großen Splitter, die wie gläserne Lanzen wirkten, hatte er nicht abbekommen. Sie hätten ihn leicht töten können.

Meurisse fand ein altes schwarzes Telefon, prüfte die Leitung, nickte und rief einen Krankenwagen herbei.

Der Mann stöhnte. Die größten Splitter hatte ihm Meurisse aus der Haut gepickt und zu Boden geworfen. Um die kleineren sollten sich die Fachleute kümmern und auch um die Wunden.

»Was hat er gesehen?« fragte ich den Agenten.

»So gut wie nichts.« Meurisse deutete auf eine am Boden liegende Staffelei. »Dort hat er gesessen und gemalt. Plötzlich gab es über ihm ein Krachen und Splittern, dann kam alles runter. Und mit dem Glas das Riesentier.«

»Mit einer Beschreibung können wir wohl nicht rechnen«, sagte ich.

»Nein, das ging viel zu schnell. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob der Mann die Ratte überhaupt erkannt hatte.«

Wir konnten dem Zeugen keinen Vorwurf machen. Er hatte wahrscheinlich einen Schock bekommen, und ich sah, wie Suko ihm eine Rotweinflasche reichte, die er zitternd an die Lippen setzte und einen kräftigen Schluck zur Brust nahm.

Sollte er, das tat ihm sicherlich gut.

»Bleiben Sie bei dem Verletzten?« wandte ich mich an Meurisse.

»Wieso?«

»Ich möchte gern mit jemandem sprechen.«

»Claudine, wie?«

»Genau.«

»Tun Sie das, Sinclair. Ich komme später nach.«

Suko begleitete mich, als wir zurück in das andere Haus gingen und von zahlreichen Blicken neugierig verfolgt wurden. Darum kümmerten wir uns nicht, das schwarzhaarige Mädchen mit der dunkleren Samthaut war viel wichtiger.

Wir fanden Claudine im Laden. Sie hockte auf einem Stuhl, rauchte eine Selbstgedrehte, hielt ein Wasserglas mit klarem Schnaps in der Hand und starrte ins Leere.

Als sie mich und Suko kommen sah, hob sie den Kopf. »Ich habe damit nichts zu tun«, sagte sie.

»Das glauben wir Ihnen gern.«

»Weshalb sind Sie dann gekommen?«

»Weil wir es nicht mögen, wenn Riesenratten durch die Gegend laufen. Deshalb.«

Suko hatte gesprochen und erntete ein Lachen. »Riesenratten. Sie sind sicher, daß Sie eine gesehen haben?«

»Ganz sicher.«

»Ich nicht.«

»Lügen hat keinen Sinn, Claudine«, erwiderte Suko ruhig. »Es ist besser für Sie, wenn Sie uns helfen.«

»Tut mir leid, ich habe mit dem, was Sie gesehen haben wollen, nichts zu tun. Ich kann mich an keine Riesenratte erinnern.« Sie rauchte und nahm gleichzeitig einen Schluck. Da der Qualm durch ihre Nasenlöcher strömte, wurde auch das Glas oberhalb des Flüssigkeitspegels gefüllt.

»Weshalb zeigen Sie sich so verstockt?«

»Weil ich nichts weiß.«

»Damit helfen Sie Pierre nicht«, sagte ich.

Sie schaute mich spöttisch an. »Glauben Sie im Ernst, daß Pierre diese Riesenratte gewesen ist, die Sie angeblich gesehen haben?«

»Nein, das glaube ich nicht.«

»Also.«

»Aber er hat damit zu tun«, bemerkte Suko.

»Das müssen Sie beweisen.«

»Er hat doch experimentiert«, sagte ich.

»Klar, mit kleinen Tierchen. Schließlich wollte er mal Biologe werden. Dazu gehört es eben, praktische Erfahrungen zu sammeln. Nur Riesenratten habe ich nicht gesehen.«

»Und wie erklären Sie sich die Zerstörungen im Treppenhaus und das Chaos hier?«

»Keine Ahnung.«

»Was haben Sie konkret gesehen, Claudine?« Meine Stimme klang schärfer. Ich wollte mich nicht mehr länger hinhalten lassen, denn allmählich wurde ich sauer.

»Ich war hinten, hörte einen fürchterlichen Krach, kam nach vorn und sah das Durcheinander. Das ist alles.« Sie warf die Kippe auf den Holzboden und trat sie mit dem Absatz aus. Dann leerte sie das Glas bis auf einen kleinen Rest.

»Okay, wenn Sie bei Ihrer Behauptung bleiben, werden wir Ihnen glauben.«

»Das müssen Sie sogar. Haben Sie sonst noch irgendwelche Wünsche?«

Wir hörten die Sirene des Krankenwagens. Das Geräusch war laut, deshalb schwiegen wir so lange, bis es verklungen war.

»Ja, wir haben noch Wünsche. Wenn Sie uns schon bei der Riesenratte nicht weiterhelfen können, dann wenigstens bei einer anderen Sache. Es geht um Pierre, wie Sie wissen.«

»Ich bin nicht seine Hüterin.«

»Wo steckt er?«
Sie grinste uns frech an. »Keine Ahnung.«
»Das glauben wir Ihnen nicht.«
»Ihre Sache, Mister. Ich weiß es jedenfalls nicht.«
»Sie wohnen doch zusammen.«
»Klar.« Sie trank auch den Rest. »Aber wir lassen uns auch genügend Freiheiten, wenn Sie verstehen.«
»Und was halten Sie vom Teufel?« Blitzschnell wechselte ich das Thema und überraschte Claudine damit.
»Teufel?« Sie schüttelte den Kopf. »Gibt es den überhaupt?«
»Natürlich existiert er. Ich bin mir sogar fast sicher, daß Sie mit Pierre über ihn gesprochen haben.«
»Sie überschätzen uns, Monsieur. Zwischen uns beiden gibt es andere Themen als ausgerechnet den Teufel oder die Hölle.«
Meurisse kam. Er nickte uns zu. »Der Verletzte wird weggebracht. Lebensgefahr besteht nicht.« Der Agent zeigte auf Claudine. »Und was macht sie?«
Ich hob die Schultern. »Sie zeigt sich ziemlich verstockt.«
»Das habe ich mir gedacht.« Meurisse wandte sich direkt an das Mädchen. »Können oder wollen Sie nichts sagen, Mademoiselle?«
»Beides.«
Meurisse nickte. »Was meinen Sie, was wir alles können. Wollen Sie es darauf ankommen lassen? Ich werde Sie mitnehmen und erst einmal wegen Begünstigung festhalten.«
»Polizisten haben ihre Gesetze.«
»Ich bin kein Polizist.«
»So?« Sie trank auch noch den Rest Schnaps. »Was sind Sie dann?«
»Das spielt keine Rolle. Aber unsere Machtbefugnisse gehen weit, das kann ich Ihnen versprechen. Sie stürzen sich selbst ins Unglück, wenn Sie die Verstockte spielen.«
»Ich weiß nicht, wo sich Pierre herumtreiben könnte. Das müssen Sie mir einfach glauben.«
»Wir haben Verbindungen zu rechtsradikalen Kreisen aufgedeckt«, erklärte Meurisse, der nicht aufgab. »Sollen wir dort einmal nachforschen?«
»Können Sie«, erwiderte das Mädchen kalt. »Nur ist das Zeitverschwendung. Damit hat Pierre nichts zu tun.«
»Wie heißt er eigentlich mit vollem Namen?« fragte ich dazwischen.
»Pierre Trudot.« Sie stand auf und stellte das Glas weg. »Mehr kann ich Ihnen nicht sagen.«
»An die Gefahr denken Sie gar nicht?« fragte Suko. »Wenn hier Riesenratten herumlaufen und töten, werden Sie sich den Vorwurf der Mittäterschaft nicht ersparen können. Es hat bereits einen Toten gegeben, Mademoiselle.«

»Na und?«
»Gehen Sie da so darüber hinweg?«
»Tut mir leid, aber ich kann nicht anders. Wirklich nicht.« Sie wandte uns den Rücken zu. »Lassen Sie mich doch in Ruhe. Ich habe mit der Sache nichts zu tun.« Beim letzten Satz hatte sich ihre Stimme verändert. Sie war leiser geworden. Dann sahen wir, daß sich ihr Rücken bewegte. Ein bekanntes Zeichen.
Claudine weinte.
Wir schauten uns an. Ich mochte keine weinenden Menschen, aber in diesem Fall war es etwas anderes. Wir mußten bei Claudine eine Barriere durchbrochen nahen. Wahrscheinlich hatte dieser Vorgang sie stärker mitgenommen, als wir angenommen und sie es auch gezeigt hatte.
»Gehen Sie jetzt!« Die Aufforderung klang schluchzend.
»Nein«, erklärte Meurisse. »Erst wenn Sie uns alles gesagt haben, was wir wissen wollen.«
Sie holte geräuschvoll Luft. Gleichzeitig ballte sie die Hände zu Fäusten, und wir sahen ihr Nicken.
Meurisse wollte noch etwas sagen. Ich stieß und schaute ihn beschwörend an. Da hielt er den Mund.
»Bon«, sagte Claudine. »Sie hätten sowieso nicht locker gelassen. Ich kenne euch Burschen. Möglicherweise weiß ich, wo sich Pierre aufhält. In seiner zweiten Wohnung, wie er immer sagt.«
»Und wo ist die?« fragte ich.
»Nicht an der Oberwelt. Er hat sich in den Katakomben niedergelassen, weil er dort genau das fand, was er suchte.«
»Und was war das?«
»Ruhe und einen Raum für seine Experimente.«
»Beschreiben Sie uns den Weg«, forderte Meurisse.
Sie drehte sich wieder um. Ihr Gesicht zeigte verweinte Spuren.
»Ich war selbst nie dort unten, weil ich mich davor gefürchtet habe, aber Pierre war es.«
»Den Weg!«
»Ich kenne ihn leider nicht.«
Es war schwer für uns, ihr das zu glauben. »Hat er mit Ihnen nie darüber gesprochen?« fragte Suko.
»Ja und nein. Er sagte immer, daß er etwas Großes vorhabe und einen starken Helfer bekommen hätte. Endlich ginge es aufwärts, die Welt würde sich wundern und so weiter. Ich lachte ihn aus, nahm ihn nicht ernst und glaube jetzt, daß es ein Fehler gewesen ist. Ich… ich kann ihn auch nicht mehr schützen.«
»Das sollten Sie auch nicht«, sagte ich.
»Wissen Sie denn die ungefähre Lage?« erkundigte sich Meurisse mit einer bei ihm ungewohnt sanften Stimme.

»Sehr weit brauchte er nicht zu gehen. Diese Räume liegen noch hier in Montmartre.«

»Das ist trotzdem groß«, bemerkte der Agent.

»Mehr kann ich Ihnen wirklich nicht sagen. Suchen Sie dort nach, vielleicht haben Sie Glück, aber mich lassen Sie bitte in Ruhe, wenn es eben geht.«

»Ja, das werden wir«, sagte ich. Auch die anderen hatten keine Fragen mehr. So verließen wir den Trödelladen.

Auf der Straße blieben wir stehen. Es hatte sich herumgesprochen, daß etwas Schreckliches passiert war. Die ersten Reporter eilten herbei.

Ihnen entgingen wir, indem wir uns sehr rasch verzogen und in eine schmale Gasse zwischen zwei Häusern eintauchten. Dort hielten wir auch eine Lagebesprechung.

»Jetzt sind Sie dran, Meurisse«, sagte ich.

Der Franzose lachte. »Glauben Sie im Ernst, daß ich mich da unten auskenne?«

»Das nicht, aber Sie werden die richtigen Leute zur Hand haben. Wobei ich mich frage, ob es dort überhaupt Räume oder Verliese gibt, wo sich jemand aufhalten kann.«

»Möglich ist alles.«

»Wieso?«

Da Suko die Frage gestellt hatte, bekam er auch eine Antwort.

»Während des Zweiten Weltkriegs sind die Katakomben benutzt worden. In diesem Wirrwarr haben sich zahlreiche Widerstandskämpfer versteckt gehalten, als Paris besetzt war. Da sind auch Umbauten vorgenommen worden. Man hat nicht nur Kanäle umgeleitet oder sie völlig trockengelegt, sondern auch Räume geschaffen.«

»Existieren da Pläne?« fragte Suko.

Meurisse schüttelte den Kopf. »Vielleicht haben mal welche existiert. Daß es heute noch welche gibt, kann ich kaum glauben.«

Suko schabte über sein Kinn. »Schlecht. Wir müßten dann, wenn Sie recht hätten, Meurisse, alles absuchen. Das heißt, das gesamte Kanalnetz unter Montmartre.«

»So sieht es jedenfalls aus. Aber ich glaube, daß wir dennoch eine gewisse Chance haben.«

»Die wäre?«

Der Agent lächelte. »Sie sprachen vorhin von meinen Beziehungen. Die habe ich tatsächlich. Zum Glück kenne ich einige Leute, die zur damaligen Resistance gehörten. Alte Veteranen, die sich bestimmt auch in den Katakomben auskennen. Mit einem dieser Männer müßte ich noch sprechen.«

»Die Zeit nehmen wir uns«, sagte ich.

Auch Suko war einverstanden. Als wir zum Wagen gingen, hatte ich zum erstenmal ein etwas besseres Gefühl.

Der Fall kam allmählich ins Rollen…

***

Giselle Virain hatte die Orientierung verloren. Das gab sie selbst zu, nur sagte sie es nicht, denn sie wollte ihren Freund nicht beunruhigen.

Henri machte sowieso schon einen etwas unsicheren Eindruck.

Öfter als gewöhnlich schaute er in die Runde. Giselle erkannte an seinem Gesichtsausdruck, daß er auch nicht so sicher war.

In einem schmalen Schacht blieb er stehen und hob die Schulter.

»Ich glaube, wir haben uns verlaufen.«

»Wirklich?«

»Ja.«

»Aber du hast doch die Pläne…«

»Giselle.« Seine Stimme klang vorwurfsvoll. »Was sind schon Pläne, wenn man die Wirklichkeit sieht.«

»Da kannst du recht haben.« Giselle schaute nach oben. Hoch über ihnen erkannte sie einen hellen Flecken. Dort war der Abdruck eines Ausstiegs zu sehen. In der Wand entdeckte sie auch die verrosteten Sprossen. »Sollen wir nicht lieber aussteigen?«

»Nein, wir suchen noch weiter.«

»Wenn du dich doch verlaufen hast…«

Henri Druc schaute auf seine Uhr. »Wir geben uns noch eine halbe Stunde. Haben wir die anderen bis dahin nicht gefunden, steigen wir wieder aus. Das verspreche ich dir.«

»In Gottes Namen«, erwiderte Giselle ergeben. Ihr war inzwischen alles egal. Seltsamerweise hatte sie sich auch an den herrschenden Gestank gewöhnt. Er machte ihr plötzlich nichts mehr aus.

Sie dachte nur daran, daß auch diese Zeit irgendwann einmal vorbei war und sie unter den heißen Strahlen einer Dusche stehen würde.

Der Gang, der vor ihnen lag, war sehr eng. Es floß kein Wasser hindurch. Er stellte eine Verbindung zu einem der breiten Kanalflüsse her. Die beiden jungen Menschen mußten sich ducken, weil sie nicht mit den Köpfen an der Decke entlangschrammen wollten.

Mit den Schultern berührten sie bereits die Wände. Diesmal war der Boden nicht schlammig, er bestand aus Stein.

An vieles hatte sich Giselle gewöhnen können, nur nicht an die Ratten, die überall und wie aus dem Nichts erschienen, schattengleich ankamen und durch oder neben ihren Beinen herhuschten.

Auch jetzt wirbelten wieder drei graue Körper über die Spitzen ihrer Schuhe. In einem Anfall von Ekel trat Giselle nach einem Tier, verfehlte es jedoch.

Zum Glück fand dieser schmale Stollen nach wenigen Schlitten sein

Ende. Vor ihnen schimmerte Licht. Wieder erreichten sie einen Kanal.

Diesmal mit einem ziemlich breiten Steg. Er lief sogar an beiden Seiten entlang. Das Wasser rauschte hier stärker. Nur nach einer Seite konnten sie. Rechts versperrte ihnen ein Gitter den Weg. Sogar die Stege waren durch zwei Gittertüren gesichert.

Ein kleiner Wasserfall entstand hinter dem Gitter. Die Massen schäumten und quirlten in den Kanal hinein, um weiter getrieben zu werden.

Halbrund war die Decke. Sogar Lampen brannten hier. Sie gaben ein gelbes Licht ab, das über die an der mit Kacheln verkleideten Decke glitt. Beide schritten forscher aus. Und beide entdeckten auch wieder kleine Seitenstollen, aus denen ebenfalls Abwässer in den Hauptkanal mündeten. Zumeist waren es Rinnsale, die sich mit dem anderen Wasser vereinten.

Die beiden warfen keinen Blick in den Stollen. Henri hatte es sowieso eilig, und Giselle fürchtete sich davor, in die engen unterirdischen Schluchten zu schauen, denn sie befürchtete, daß dort jeden Augenblick Ratten hervorspringen konnten.

Deshalb übersah sie auch das tückisch leuchtende Augenpaar, das fast in Kopfhöhe schwebte.

Die Riesenratte hatte noch nicht aufgegeben…

Sie gingen weiter.

Schritt für Schritt, Meter um Meter legten sie zurück und erreichten schon bald eine Kreuzung.

Von allen vier Seiten schäumte das Wasser heran. Eine quirlende, stinkende Flut, die sich in die Kanäle drückte und weitergetrieben wurde.

Henri blieb stehen. Auch Giselle verhielt ihren Schritt. Sie legte ihre Hände auf die Schultern des jungen Mannes und sah, daß dieser den Kopf gedreht hatte.

»Ich glaube, wir sind gleich da.«

»Wieso?«

»Schau mal genau nach vorn. Siehst du da dieses komische rote Flackern?«

»Ja…«

»Das ist das Feuer.« Henri lachte plötzlich. »Verdammt, wir haben es geschafft. So leicht sind wir nicht ins Bockshorn zu jagen.« Er nahm die Hand des Mädchens und rannte los.

Es war für beide leicht, einen der Kanäle zu überqueren, denn es existierte ein Steg. Zudem bestand dieser aus Metall, so daß sie keine Angst zu haben brauchten, daß er brach und sie von den Fluten mitgerissen wurden.

Als sie die Kreuzung überquert hatten und in den anderen Gang eintauchten, begann Henri schon zu rufen und gleichzeitig zu winken.

»He, wir kommen.«
Seine Stimme übertönte sogar das Brodeln des Wassers, und er war auch gehört worden, denn eine andere Stimme antwortete ebenso laut und deutlich.
»Endlich!«
Der Feuerschein zuckte nicht nur über die Wände oder glitt auf dem Wasser entlang, er berührte auch die Decke des Stollens, wo er tanzende Figuren malte.
Die anderen drei jungen Leute hatten den Platz gut gewählt. Innerhalb der Schachtwand befand sich eine halbrunde, große Einkerbung.
Jedenfalls besaßen alle genügend Platz, um an dieser Stelle lagern zu können.
Die Begrüßung fiel herzlich aus.
Zuerst lagen sich die beiden Mädchen in den Armen. Die dunkelhaarige Madelaine Charon mit der Lockenfrisur preßte Giselle an sich, als hätten sich die beiden seit Jahren nicht mehr gesehen. »Bin ich froh, Giselle, daß du gekommen bist. Wir haben schon fast nicht mehr mit euch gerechnet.«
»Ich hatte auch Angst.«
»Frag mich mal.«
Die Mädchen lösten sich voneinander, damit die Neuankömmlinge auch die anderen beiden jungen Männer begrüßen konnten.
Da war einmal Hugo Rafaud, ein etwas stiller junger Mann, der Philosophie studierte und oft wie abwesend wirkte. Er trug sein braunes Haar noch ziemlich lang. Sein Gesicht zeigte einen etwas mädchenhaften Schnitt. Er küßte Giselle auf beide Wangen.
»Und was bekomme ich?« beschwerte sich Bernhard Sirini lachend. Er war der dritte im Bunde, bekannt als Draufgänger, und eigentlich hatte die Gruppe es ihm zu verdanken, daß sie hier unten eine Nacht verbringen wollten, denn der Vorschlag war von ihm gekommen.
»Das gleiche wie Hugo«, sagte Giselle und drückte den schwarzhaarigen Bernard an sich.
Henri Druc stand nickend daneben und schaute auf das Feuer.
»Ich muß schon sagen, daß ihr es euch hier richtig gemütlich gemacht habt. Mein lieber Mann, das ist was.«
»Man tut sein Bestes«, meinte Bernard. Er bückte sich und griff in einen schon geöffneten Rucksack. »Wer von euch möchte denn einen kräftigen Schluck Wein?« Lachend hielt er die Flasche hoch.
Henri zog sie ihm aus der Hand. »Zunächst einmal Giselle und ich.« Er warf Giselle die Flasche zu. »Das ist der, den du schon so oft getrunken hast.«
»Von meinen Großeltern aus Italien«, erklärte Bernard Sirini.
Das Mädchen entkorkte die Flasche, setzte die Öffnung an den Mund

und nahm einen Schluck. Danach konnte ihr Freund trinken.

Als er die Flasche absetzte, war sie halbleer.

»Essen haben wir auch mitgebracht«, erklärte Madelaine Charon. »Weißbrot, Wurst, Obst…«

Giselle zog die Nase kraus. »Bei diesem Gestank? Seid ihr denn noch zu retten?«

»Wieso?« fragte Hugo. »Ich rieche nichts. Ihr etwa?«

Die anderen, bis auf Giselle, schüttelten die Köpfe.

»Wir haben uns eben schon zu sehr daran gewöhnt. Wartet, bis wir wieder oben sind, dann könnt ihr mal an euren Kleidern riechen.«

»Aber zuvor feiern wir«, lachte Henri und ließ sich auf den Boden fallen, wo um das Feuer herum zahlreiche Kissen lagen, die als Sitzgelegenheiten dienten.

Auch die anderen nahmen Platz. Bevor sie wieder die Flasche kreisen ließen, hatte Hugo noch etwas zu sagen. »Ihr wißt ja, daß es verboten ist, hier zu feiern. Weiß einer von euch, wann das Wachtpersonal ungefähr erscheinen wird?«

»Falls es überhaupt kommt«, meinte Sirini.

Hugo nickte heftig. »Schau dich nur mal um. Wir sitzen hier an einer zentralen Stelle und gewissermaßen wie auf dem Präsentierteller. Keine Sorge, die kommen schon.«

»Meinst du?«

»Klar.«

»Was machen wir dann?« wollte Madelaine wissen.

»Ganz einfach«, erwiderte Sirini. »Wir werfen sie in den Kanal.«

Bis auf Hugo lachten alle.

Henri Druc stand auf und holte einige Holzscheite, die in der Nähe lagen. Das Material war gut durchgetrocknet. Als er drei Scheite in die Flammen legte, sprühten Funken auf, und die feurigen Finger leckten sofort höher. Das Licht wurde intensiver. Schatten und rötliche Schimmer huschten über die Körper der um das Feuer sitzenden Jugendlichen. Die Gesichter bekamen andere Ausdrücke.

Bei manchen sah der rötlichdunkle Widerschein sogar dämonisch aus.

»Vor dir könnte man Angst bekommen«, sagte auch Giselle und meinte damit Bernard, der ihr gegenübersaß.

»Ich bin aber harmlos.«

»Das sagst du.«

»Ehrenwort.«

Sie lachten. Bernard galt als der große Aufreißer, und er hatte bei den Mädchen Chancen. Wie viele er schon in seine Bude abgeschleppt hatte, konnte er kaum zählen.

Die nächsten Flaschen wurden entkorkt. Essen wollte auch niemand etwas.

»Möglicherweise bekommen wir auch noch Besuch von einer anderen Gruppe«, meinte Madelaine. »Ich glaube, so etwas gehört zu haben, daß außer uns noch jemand feiern will.«

»Wer denn?« fragte Henri.

»Ein Semester unter uns.«

»Ach, die.«

»Hast du etwas dagegen?« wollte Giselle wissen.

»Ja, die Knaben und Mädchen taugen nicht viel. Die haben keinen Biß, weißt du?«

»Was soll das denn heißen?«

Sirini beugte sich vor. »Die machen nicht viel Action. Mich wundert es sowieso, daß sie in der Unterwelt eine Party feiern wollen. Glauben kann ich es noch immer nicht.«

Die jungen Leute hatten nun ein Thema. Es war auch zu leicht, über andere zu reden und selbst dabei aus dem Spiel zu bleiben.

Immer wieder kreisten die Flaschen, und niemand hatte Augen für die Umgebung, an die sie sich mittlerweile schon gewöhnt hatten.

***

Die Ratten waren da!

In der Tat hatte sich ihre Anzahl verdoppelt, denn plötzlich waren es zwei, die aus vier mordgierigen Augen die um das Feuer versammelten Studenten beobachteten.

Sie hatten eine gute Deckung gefunden, denn sie hockten in den engen Stollen, die tiefer in das unterirdische System führten.

Noch lauerten sie…

Aber es tat sich etwas. Andere, völlig normale Ratten hatten bemerkt, wer da eingetroffen war. Mit dem ihnen angeborenen Instinkt hatten sie erkannt, daß die beiden Riesenratten ihre Führer waren und von den normalen deshalb akzeptiert wurden. Wo sie sich aufhielten, konnte ihnen nichts passieren.

Lange genug hatten sie gewartet, und von den Menschen waren sie nicht entdeckt worden.

Aber sie wollten Beute…

In ihren Körpern steckte etwas, das sie als Erbe einer finsteren Macht bezeichnen konnten. Herzen, die einmal in der Brust eines Menschen geschlagen hatten und in der magisch aufgeladenen Vitrine umgepolt worden waren.

Diese Herzen pumpten den Odem des Bösen durch ihre Körper.

Sie sorgten dafür, daß der Teufel Gewalt über sie bekommen hatte.

Wie zwei Riesenschatten verließen sie ihren Beobachtungsort. Die langen Köpfe und Schnauzen schoben sich vor. Gleichzeitig setzten sich auch die kleinen Ratten in Bewegung. Aufgeregt verließen sie ihre Schlupflöcher und rannten gewissermaßen deckungslos ins Freie.

Es waren die unterschiedlichsten Exemplare. Einige von ihnen besonders schlank, andere wieder dick und kurz. Dann gab es welche, die in ihren Ausmaßen die Hälfte eines Männerarms einnahmen. Je nachdem, wieviel Nahrung sie aufgenommen hatten.

Fast lautlos huschten sie über den Boden und gerieten auch in die Nähe des Feuers, während sich die mutierten Tiere vor den Stolleneingängen auf den Boden gehockt hatten und nur mehr die Menschen beobachteten.

Kalt, grausam und mörderisch waren ihre Blicke. Diese jungen Menschen waren verloren, sie wußten es nur noch nicht, statt dessen feierten sie und ließen sich gegenseitig hochleben.

Sehr kräftig hatten sie inzwischen dem Alkohol zugesprochen. Es war auch nicht nur beim Wein geblieben, denn die erste Flasche Calvados wurde angebrochen.

»Na!« rief Bernard Sirini, »ist das ein Tröpfchen? Über zwanzig Jahre hat das Zeug gelagert.«

»In der Flasche oder im Faß?« fragte Hugo.

»Im Faß natürlich. Der geht runter wie Öl. Das ist genau das richtige für uns, kann ich euch sagen. Auf wessen Wohl sollen wir die Flasche leeren?«

»Auf das unserige!« rief Madelaine.

»Du darfst auch den ersten Schluck nehmen!«

Geschickt fing das Mädchen die geworfene Flasche auf. Sirini hatte den Korken nur mehr lose in die Öffnung gesteckt. Madelaine konnte ihn ohne Kraftanstrengung herausziehen.

Und sie trank.

Sehr schnell jedoch setzte sie die Flasche wieder ab, denn nach dem weichen Rotwein brannte der wesentlich schärfere Schnaps wie Säure in ihrer Kehle.

Sie schüttelte sich.

»Du bist nichts Gutes gewohnt«, sagte Sirini.

»Sei du vorsichtig«, warnte Madelaine, als sie den Calvados an Giselle weiterreichte.

»Klar.« Giselle wollte trinken, schaute sich zuvor noch um und erschreckte sich so heftig, daß ihr die Flasche fast aus der Hand gerutscht wäre. Im letzten Augenblick konnte sie nachfassen.

»Ratten!« schrie sie.

»Wo?« fragte Hugo.

»Da, überall.« Sie zeigte dennoch nur in eine bestimmte Richtung.

Die anderen sahen ebenfalls die zahlreichen Nager, die mit trippelnden Schritten über den Boden huschten und in den äußeren Lichtschein des Feuers gerieten.

Das waren nicht nur zwei oder drei, sondern bestimmt zwanzig.

Selbst die jungen Männer wurden blaß.

»Und du, Henri, hast mir erzählt, daß die Ratten vom Feuer abgeschreckt werden.«

»Das ist ja auch normalerweise der Fall.«

»Aber hier nicht.«

Die Unterhaltung war verstummt. Madelaine preßte sich eng gegen Hugo, auf dessen Gesicht sich ebenfalls so etwas wie Ekel ausgebreitet hatte. Damit hatte auch er nicht gerechnet.

»Und was machen wir?« fragte Sirini.

Henri warf seinen Glimmstengel ins Feuer. »Wenn ihr nichts dagegen habt, wechseln wir den Platz.«

Bis auf Bernard waren alle dafür. »Was soll das denn? Die Ratten sind gekommen, und sie werden auch wieder verschwinden. Deshalb brauchen wir uns doch keine grauen Haare wachsen zu lassen, oder nicht?«

»Nein, ich will hier weg!« erklärte Giselle Virain mit Nachdruck.

»Und niemand kann mich halten. Ich will auch nicht woanders in dieser verdammten Katakombe hin, sondern wieder nach draußen.«

Übergangslos begann sie zu weinen.

Henri nickte. »Dafür bin ich auch.« Beruhigend legte er eine Hand auf den Rücken seiner Freundin.

»Na ja, wenn ihr meint. Ich schließe mich der Mehrheit an.« Sirini stemmte die Hände flach auf den Boden und drückte sich in die Höhe.

»Aber vorher muß ich noch irgendwo hin. Dafür habt ihr doch Verständnis, oder?« Er stand ein wenig schwankend auf den Beinen und lachte unecht.

»Klar«, erwiderte Hugo Rafaud. »Wir packen den Kram hier schon zusammen. Ich habe die größte Bude. Da gehen wir hin, duschen alle und feiern danach weiter.«

»Einverstanden!« rief Henri. Bernard Sirini hob die Arme und drehte sich um. Er ging zwei Schritte, sah die grauen Körper der Nager dicht an seinen Fußspitzen vorbeihuschen, trat nach ihnen, erwischte eine, und der pelzige Körper wurde in die Höhe geschleudert, wobei er einen Bogen schlug, um in den Kanalfluten zu verschwinden und mitgerissen zu werden.

Sirini lachte.

Eine Sekunde später blieb ihm das Lachen im Hals stecken.

Da sah er die beiden Ratten.

Übergroß, unheimlich, grauenhaft!

Bernard wurde förmlich zu Eis. Er fror in der Bewegung ein, aus seinem offenen Mund drang ein Ächzen. Zudem wollte er die anderen warnen, da stieß sich die erste Ratte bereits ab, verdunkelte mit ihrem Körper sein Blickfeld und wuchtete sich genau auf ihn zu, wobei sie das Maul schluckbereit aufgerissen hatte…

***

Jane Collins war in Paris!
Durch den Würfel des Unheils hatte sie die Nachricht erhalten, daß jemand etwas von ihr wollte. Den Plan des anderen kannte sie nicht. Sie rechnete allerdings damit, daß der Rufer nicht allein dastand, sondern einen gefährlichen Helfer im Hintergrund wußte.
Den Teufel!
Und Jane Collins, die ehemalige Detektivin und abtrünnige Hexe, dachte nicht im Traum daran, sich dieser seltsamen Einladung nicht zu stellen, denn der Satan konnte sie nicht erschrecken, weil sie voll auf den Würfel des Unheils vertraute und auf die Kräfte, die in ihm steckten.
Paris war groß, deshalb war zwischen den beiden auch ein Treffpunkt ausgemacht worden.
Sacre Coeur!
Es gefiel Jane zwar nicht, den anderen, von dem sie nicht wußte wie er aussah, nahe einer Kirche zu erwarten, aber noch hielt er die besseren Karten in der Hand. Da mußte sie kleine Brötchen backen.
Sie war jedoch fest davon überzeugt, daß sich alles ändern würde.
Sehr bald schon…
Jane Collins war da optimistisch, denn sie hatte bereits einige Attacken des Teufels gut überstanden. Natürlich dachte sich Asmodis immer neue Tricks aus, aber so wehrlos war die ehemalige Detektivin auch nicht.
Sie wußte genau, wie sie sich zu verhalten hatte, und sie würde an der richtigen Stelle zuschlagen.
Natürlich hatte sie den Würfel mitgenommen. Sie trug ihn in einer Umhängetasche, deren breiter Riemen über ihrer Schulter lag.
Wegen des Wetters hatte sie sich einen leichten Trench übergeworfen, der auch vor Regen schützte.
Jane fiel nicht auf. Sie unterschied sich in nichts von den übrigen Touristen, die sich auf dem Platz vor der berühmten Kirche versammelt hatten und der Fotoindustrie zu einem kräftigen Umsatzplus verhalfen, denn es gab kaum jemand, der hier nicht knipste.
Es war natürlich schwer für Jane, aus dem Gewühl den herauszufinden, mit dem sie sich treffen wollte. Der Würfel hatte ihr einmal ein sehr schwaches Bild von dem Rufer gezeigt, das war auch alles gewesen. So mußte sie darauf warten, bis sie angesprochen wurde.
Sie rauchte eine Zigarette. Im Rücken befand sich die Kirche. Vor ihr lag praktisch Montmartre.
Diese kleine Hügellandschaft inmitten der Riesenstadt Paris, mit den versetzt gebauten Häusern, den schmalen Gassen, Treppen und Brücken. Ein Flecken Erde, wo eigentlich alles stimmte.

Es war keine genaue Uhrzeit ausgemacht. Der andere wollte, sich irgendwann melden.

Jane schaute zum Himmel. Es regnete nicht mehr. Dennoch lag kein Sonnenschein über Paris. Ein trüber Julitag näherte sich bereits dem hohen Nachmittag, und noch immer strömten Touristen herbei, um das gewaltige Bauwerk zu besichtigen und abzulichten. Jane hätte gern einen Kaffee getrunken. Sie unterdrückte den Wunsch.

Obwohl sie eine Hexe war, reagierte sie oft genug wie ein Mensch.

Sie besaß ungefähr die gleichen Bedürfnisse wie dieser, und sie unterdrückte sie auch nicht immer.

Noch etwas besaß sie.

Einen gewissen siebten Sinn.

Der alarmierte sie plötzlich.

Es war keine Gefahr, dennoch ahnte sie, daß ihr Gesprächspartner nicht mehr allzu weit entfernt war. Jane ließ sich nichts anmerken, sie drehte sich nur langsam auf der Stelle und musterte während dieser Bewegung die in ihr Blickfeld geratenen Menschen.

Frauen und Jugendliche kamen wohl nicht in Frage. Vielleicht aber der junge Mann, der hinter einer Gruppe deutscher Touristen stand, die Hände in die Außentaschen seiner grünen Parkajacke geschoben hatte und Jane ansah.

Sie gab den Blick zurück.

Der andere nickte.

Da setzte sich Jane in Bewegung. Sie horchte gewissermaßen nach innen und versuchte herauszufinden, ob ihr Alarmsignal funktionierte.

Da jedoch tat sich nichts.

Alles blieb ruhig.

Jane Collins umrundete die Touristengruppe, um vor dem jungen Mann stehenzubleiben.

Die beiden schauten sich an.

»Du bist Pierre?« fragte die Hexe.

»Ja, Pierre Trudot.«

»Und du hast mich nach Paris gerufen?«

»So ist es.«

»Was willst du von mir?«

Pierre lächelte. »Sollen wir das nicht bei mir besprechen?«

Jane nickte. »Das können wir, aber ich möchte ein Stichwort haben.«

»Bitte.« Er nickte, schaute kurz zu Boden, hob dann den Kopf und fragte: »Du hast den Würfel?«

»Du hast ihn, nicht wahr?«

»Wer hat dir das gesagt?«

»Asmodis.«

Jane schwieg. Nur ihre Augen verengten sich, und die Pupillen nahmen einen grünen Schimmer an. »Okay, ich sehe schon, daß du

Bescheid weißt. Gehen wir also zu dir.«

»Hast du davor keine Angst?«

Jane lachte leise. »Wie sollte ich?«

»Ich könnte dir ja etwas antun!«

Diesmal lachte sie noch lauter. »Junge, ich glaube, du unterschätzt mich gewaltig. Das haben schon andere versucht und es bisher auch nicht geschafft.«

»War nur eine Bemerkung.«

»Vergiß sie ganz schnell. Gehen wir zu Fuß, oder bist du mit einem Auto gekommen?«

»Ich fahre einen 2 CV.« Pierre setzte sich in Bewegung. Mit der linken Hand strich er sein Haar zurück. Jane beobachtete ihn von der Seite und stellte fest, daß der junge Mann ziemlich blaß war. Anscheinend waren die letzten Tage hart für ihn gewesen.

Nebeneinander schritten sie her. Völlig harmlos für den Betrachter, der bestimmt nicht auf die Idee gekommen wäre, es hier mit zwei magischen Zeitbomben zu tun zu haben.

Den Wagen hatte Pierre auf einem kleinen Parkplatz in eine Lücke hineingequetscht. Er stand so, daß Jane ihn rauswinken mußte. Dann erst konnte sie einsteigen.

»Und wo fahren wir hin?« fragte sie.

»Wir bleiben in Montmartre. Kennst du diesen Stadtteil?«

»Ein wenig.«

»Es macht Spaß, hier zu leben.«

»Glaube ich dir.«

Das Gespräch versickerte. Zudem mußte sich Pierre auf das Fahren konzentrieren, denn die Gassen wurden oft sehr schmal, und wenn es Einbahnstraßen waren, stand eine Seite der Gasse vollgeparkt mit Autos.

Einmal glaubte Jane, daß ihr Fahrer den 2 CV über eine Treppe rollen lassen wollte. Im letzten Augenblick riß Pierre das Lenkrad nach links.

Die beiden rechten Räder wischten haarscharf an der obersten Stufenkante entlang. Er lachte. »Angst gehabt?«

»Nein.«

Die Straße verlief serpentinenartig bergab. »Weshalb lügst du?«

»Ich hatte keine Angst«, erklärte Jane mit so fester Stimme, daß der andere ihr glaubte.

Erst als sie schon fast das Ende der Straße erreicht hatten, stellte Jane fest, daß sie in einer Art Sackgasse gelandet waren, denn nach vorn ging es nicht weiter, weil eine Treppe den Weg versperrte.

»Aussteigen!« sagte Pierre. Er legte den Rückwärtsgang ein und ließ den 2 CV neben einer Laterne ausrollen.

»Gehen wir zu Fuß?«

»Ja, wir sind gleich bei mir.«

Sie war ausgestiegen und schaute sich um. Die Treppe lief auf einen Platz aus, wo man einen kleinen Flohmarkt aufgebaut hatte.

Die an den Ständern hängenden Kleider flatterten im Wind. Es wurden dort nur getragene Sachen verkauft.

»Komm mit«, sagte Pierre. Er wartete an einer Hauswand, dicht neben der schmalen braunen Tür, die soeben geöffnet wurde und zwei Araber entließ. Beide trugen rote Lederkleidung, die sehr eng anlag. Aus ihren dunklen Augen musterten sie Jane Collins.

Kalt gab die Hexe den Blick zurück.

Die beiden Araber grinsten sich an und verschwanden. Dabei gingen sie Hand in Hand.

Jane hob nur die Schultern. Sie folgte Pierre Trudot, der in das Haus eingetaucht war und von dessen düsterem Flur, in dem es muffig roch, verschluckt wurde.

Im Hintergrund zeichnete sich ein etwas helleres Rechteck ab.

Eine weitere Tür.

Der Mann steuerte sie an. Er hielt sie sogar für Jane Collins offen, damit sie ebenfalls den schmalen Hof betreten konnte.

»Hier wohnst du doch nicht«, sagte die Hexe.

»Fast.«

»Und in welchem Haus?«

»In keinem.« Er deutete nach unten. »Ich habe mein Domizil unter der Erde aufgeschlagen.«

Jane schaltete schnell. »Die Katakomben?«

»Sehr richtig.«

Es sah so aus, als wollte die Hexe protestieren. Sie ließ es bleiben und nickte. »Okay, geh du vor.«

Pierre schaute sich noch einmal um, ob sie auch nicht beobachtet wurden. Das war nicht der Fall. So konnte er einen Gitterrost hochheben und Jane einsteigen lassen.

»Du gehst vor.«

»Nein!«

Pierre merkte, daß er den Bogen überspannt hatte. Zu glashart war die Antwort gewesen. »Dann eben nicht.« Geschmeidig verschwand er in der Öffnung. Jane kletterte ihm nach. Sie legte auch den Rost wieder zurück und stieg ebenfalls in die Tiefe.

Je mehr Sprossen sie hinter sich ließen, um so mieser wurde die Luft.

Es stank erbärmlich. Jane hatte das Gefühl, der Mittelpunkt einer Kloake zu sein. Was da von unten hochgetrieben wurde, konnte einem normalen Menschen schon den Magen umdrehen.

Als sie unten standen, fragte Pierre grinsend: »Dir gefällt es wohl nicht, wie?«

»Merkt man das?« fragte Jane spöttisch.

»Nun ja, wir hätten auch einen anderen Weg nehmen können, aber du sollst nicht alles wissen.«

»Wie schön.«

Obwohl sich Jane sehr lässig gab, blieb sie weiterhin gespannt.

Dieser junge Mann erschien ihr einfach zu sicher. Wahrscheinlich hatten er und der Satan einen fast genialen Plan beschlossen, doch Jane wollte sich nicht übertölpeln lassen.

Auch nicht, als sie in die Tiefe der Abwässerkanäle eindrangen und die Umgebung fast völlig finster wurde. Im Strahl einer Taschenlampe gingen sie weiter. Einmal durch einen schlammigen Kanal, dann mußten sie sogar kriechen.

Das gefiel Jane überhaupt nicht. Als sie sich wieder aufgerichtet hatten, packte sie Pierre an der Schulter und zerrte ihn herum. »Hör zu, Freund!« zischte sie. »Ich mag es nicht, wenn man mich in die Irre führen will. Hast du verstanden?«

»Ich führe dich nicht in die Irre.« Er hob die Lampe und blendete Jane.

Das gefiel der Hexe überhaupt nicht. Mit einem blitzschnellen Schlag fegte sie Pierre die Lampe aus der Hand. Sie fiel zu Boden und blieb im Schlamm stecken. Als Pierre sich bückte, griff Jane mit fünf Fingern in sein Haar und zog daran. »Hör zu!« zischte sie. »Es gefällt mir überhaupt nicht, wie du mich behandelst. Hast du gehört? Das kannst du mit anderen machen, nicht mit mir.«

»Verdammt, laß mich los!« Die Stimme klang rauh.

»Noch nicht. Erst will ich wissen, was hier gespielt wird.« Jane verstärkte den Druck.

»Ich führe dich zu mir.«

»Und dort?«

»Laß dich überraschen.«

»Das will ich aber nicht. Was habt ihr beide euch alles ausgedacht? Was will Asmodis von mir?«

»Der will… er will … du kannst es sehen. Es ist die Vitrine, die ich dir zeigen will. Sie macht uns mächtig.«

Jane lachte auf. »Uns?«

»Ja, uns. Glaub mir, wenn wir uns zusammenschließen, können wir einiges erreichen.«

»Gegen den Teufel?«

»Komm erst mit.«

Jane paßte es nicht, daß der junge Mann auf ihre letzte Frage eine nur ausweichende Antwort gegeben hatte, aber sie folgte seiner Bitte und löste ihre Hand aus seinem Haar.

Pierre Trudot kam wieder hoch. Er stöhnte auf und fuhr mit den gespreizten Fingern über seine Kopfhaut. »Mach das nicht noch mal«, flüsterte er rauh. »Verdammt, so kannst du mit mir nicht umspringen.«

»Ich springe noch ganz anders mit dir um«, erklärte Jane.
»Lieber nicht.«
»Geh vor.«
Pierre schaute die Hexe scharf an, grinste kalt und nickte dann. Er bewegte sich nach links und erreichte einen schmalen Pfad, der neben einem Kanal herführte.
Der Pfad endete vor einer Gittertür.
»Und jetzt?« fragte Jane.
»Abwarten.«
Die Hexe konnte zuschauen, wie der andere einen Schlüssel aus der Tasche holte, ihn in das kleine Schloß schob und ihn zweimal herumdrehte. Danach drückte er das Gitter auf.
»Jetzt kannst du gehen.«
»Aber nach dir.«
»Natürlich.« Pierre lachte leise und ging vor. Nur zwei Schritte, dann verschwand er in einer Nische innerhalb der Stollenwand, und Jane sah den Lichtschein der Taschenlampe wenig später sogar über ihrem Kopf tanzen. Ein Beweis, daß der junge Führer eine Treppe benutzt hatte.
Jane wollte ihm schon folgen, als sie aus der Tiefe der Katakomben Schreie vernahm.
So laut, daß sie sogar die Geräusche des fließenden Wassers übertönten.
»Was war das?« rief sie die Stufen hoch.
»Ich habe nichts gehört. Wieso?«
»Schon gut. Du kannst weitergehen«, erklärte die ehemalige Detektivin und folgte Pierre, Sie ließ sich nichts vormachen. Jane hatte den Schrei gehört und fragte sich natürlich, wer sich außer ihnen beiden noch in den Katakomben herumtrieb.
Die Stufen waren ziemlich breit. Dafür lag eine dünne Schlammschicht auf ihnen, irgendwelcher Unrat, den man kurzerhand in die Tiefe gekippt hatte.
Vor einer Holztür wartete Pierre. Er hielt die Lampe eingeschaltet in der rechten Hand, der Strahl wies gegen die Wand. Er blendete Jane Collins nicht mehr.
»Wo sind wir hier?« fragte Jane.
»Bei mir.« Er deutete auf die Tür.
»Was?«
»Ich habe dir doch gesagt, daß ich hier wohne.«
»Du mußt verrückt sein, wenn du dich in dieses Schmierloch hier zurückziehst.«
»Das Gegenteil ist der Fall. Hier habe ich meine Ruhe. Hier kann ich arbeiten, niemand stört, und diese Räume sind ideal.«
Jane fragte: »Hast du sie gebaut?«

»Es gab sie bereits. Sie stammen noch aus dem letzten Krieg. Einige Widerstandskämpfer haben dort Unterschlupf gefunden. Resistance, wenn du verstehst.«

»Ja, ich kenne mich da aus.«

»Du kannst das Licht halten.« Er reichte ihr die Lampe und schloß die Tür auf. »Warte, ich gehe vor.«

Jane schaute auf den Rücken des jungen Mannes, der wie ein Schatten über die Türschwelle huschte. Er hatte die Tür nicht ganz geschlossen.

Sehr bald schon fiel ein heller Streifen aus dem Spalt bis auf die obersten Treppenstufen.

Licht besaß er auch. Jane zeigte sich nicht mehr überrascht. Sie wartete nur gespannt darauf, mit welchen Überraschungen der junge Mann noch aufwarten würde.

Bevor sie die Tür weiter aufzog, warf sie noch einen Blick zurück.

Gern hätte sie sich in diesen Augenblicken ein noch besseres Gehör gewünscht, denn sie vernahm abermals diesen dünnen Laut, der durch die Katakomben schwang.

Und auch noch einen anderen.

Den Schuß.

Es war nur ein dünnes Echo, doch für Jane war alles klar. Sie wußte, daß geschossen worden war, und das machte sie mißtrauisch. Pierre würde ihr einige Fragen zu beantworten haben.

»Du kannst kommen.«

»Sofort.« Jane betrat den Raum und war überrascht, daß ihn Pierre sogar eingerichtet hatte. Sie sah einige Regale, einen Schreibtisch – und gewissermaßen als Mittelpunkt eine Vitrine aus Glas, die auf vier Beinen stand.

»Hier lebe ich«, sagte Pierre.

Jane deutete auf die zweite Tür. »Wo geht es dort hin?«

»In den größeren Raum.«

»Und?«

»Ich habe ihn leergeräumt, weil ich nur diesen einen hier benötige. Du kannst aber die Tür schließen.«

Die trat Jane mit dem Absatz zu. Sie wußte nicht, welchen Kommentar sie abgeben sollte. Die Lage war einfach zu undurchsichtig, bis ihr die Schüsse wieder einfielen. Sie sprach Pierre darauf an.

Er zeigte sich überhaupt nicht verunsichert und erklärte lässig:

»Das ist normal.«

»Wieso?«

»Hier unten wird öfter geschossen.«

»Wer macht denn Jagd auf wen?«

Er lachte. »Das ist ganz einfach. Die Ratten haben sich vermehrt, und

sie werden gejagt.«
»Mit Kugeln?« fragte Jane spöttisch.
»Wieso nicht?«
»Man jagt die Tierchen normalerweise mit Giftgas. Diese Schüsse hatten eine andere Bedeutung.«
»Ich weiß es nicht.«
»Pierre«, sagte Jane, »ich traue dir nicht über den Weg. Du willst mich hier reinlegen.«
»Aber wieso?«
»Hör auf, ich weiß es. Was wird hier gespielt? Weshalb hast du mich in dieses Verlies geführt?«
»Hier steht die Vitrine.«
»Und?«
Pierre bewegte sich zur Seite. An der Decke brannte eine trübe Lampe.
Als Pierre direkt unter ihr stehenblieb, fiel das Licht auch in sein Gesicht und ließ es aussehen wie gelbliches Wachs. Er bewegte streichelnd seine Hände und fuhr mit den Fingern über die Außenhaut der Vitrine. »Dieses Glas«, flüsterte er, »diese Vitrine ist etwas Besonderes. Ich war glücklich, als ich sie bekam.«
»Wer gab sie dir?«
»Mein Großvater.«
»Aha.« Jane nickte. »Von wem hat er denn das Stück bekommen?«
»Von einem alten Wahrsager oder Zigeuner. Ich weiß es auch nicht genau. Die Vitrine soll verflucht sein. Es geht die Sage um, daß sie einem mächtigen Dämon als Gefängnis gedient hat. Was daran wahr ist, weiß ich nicht, mir ist nur bekannt, daß in der Vitrine schwarzmagische Kräfte wohnen. Sehr gefährliche Kräfte.«
»Stehen die mit dem Teufel in Verbindung?«
Pierre nickte langsam. »Ja, das tun sie. Asmodis kann über die Truhe mit mir sprechen.«
»Siehst du ihn dann auch?«
»Klar. Ich habe sein Gesicht gesehen. Es ist dreieckig, in den Augen lodert ein unheimliches Feuer. Er strahlt eine Faszination aus, die ich mit dem Wort einmalig umschreiben möchte.« Während dieser Worte hatten seine Augen zu glänzen begonnen. Sein Mund wurde noch breiter, und er schabte beide Handflächen gegeneinander. »Kannst du dir vorstellen, daß Satan in der Truhe wohnt?«
»Nur schlecht«, gab Jane zu. »Sein Gebiet ist die Hölle, aber nicht diese Truhe.«
Der Mann winkte ab. »Was weißt du schon vom Satan? Mir hat er sich offenbart, ich habe ihn gesehen…«
»Und was soll ich hier?« fragte Jane, der es allmählich zuviel wurde, denn der andere sollte endlich zum Kern der Sache kommen. »Der

Teufel wollte dich.«
»Ach, so ist das.«
»Ja, er sprach mit mir und nannte deinen Namen.«
»Hat er gesagt, daß ich kommen soll?« erkundigte sich Jane mit lauernder Stimme.
Der junge Mann merkte, daß er nun vorsichtig sein mußte. Besonders sorgfältig wählte er seine Worte aus. »Nicht direkt. Er gab mir nur deinen Namen…«
Jane wurde sauer. Sie ging vor, bekam den anderen zu packen und stieß ihn gegen die Wand. »Ich will hier keine Märchen hören. Du kannst jeden anderen anlügen, nur mich nicht. Hast du verstanden? Ich will nicht angelogen werden!«
»Klar, klar…«
»Also! Worum geht es wirklich?«
»Ich habe es nicht erfahren«, erwiderte Pierre langsam. »Wirklich. Der Teufel bat mich, ihm einen Gefallen zu tun. Ich sollte mich mit dir in Verbindung setzen. Das habe ich getan. Nun sind wir zusammen, wie du siehst, und ich meine…«
»Es ist demnach eine Falle«, stellte die ehemalige Detektivin mit nüchterner Stimme fest.
»Ja, das gebe ich zu…«
»Und du hast dich nicht geweigert?«
»Nein, man kann dem Teufel doch nicht widerstehen«, hauchte Pierre Trudot.
»Doch, man kann.«
»Ich bin zu schwach.«
Jane lächelte kalt. »Hattest du mir nicht den Vorschlag gemacht, gegen den Teufel zu arbeiten? Das müßte mir als abtrünnige Hexe doch entgegenkommen.«
»Ja, der Teufel klärte mich über dich auf.«
»Und was sagte er dir noch?«
»Er sprach von einem Würfel…«
Jane begann zu lachen. »Ich kann mir vorstellen, daß er davon gesprochen hat. Aber da irrt er sich. Ihn bekommt er nicht. Im Gegenteil, ich werde den Würfel nehmen und ihm eins auswischen. Der Satan soll zittern.«
Die Augen des jungen Mannes begannen zu glänzen. »Ist er denn so stark, dieser Würfel?«
»Noch stärker.«
»Dann kann ich ihn sehen?«
Eine gute Frage. Jane zögerte noch, die Antwort auf eine praktische Art und Weise zu geben. Sie schaute sich Pierre genau an. Er machte einen etwas nervösen Eindruck. Seine Augen glänzten in großer Erwartung. Wahrscheinlich konnte er sich nicht zwischen Jane Collins

und dem Satan entscheiden.
»Nun?«
Jane hob die Schultern. »Was wäre damit schon gewonnen? Ob du ihn siehst oder nicht, das ist doch…«
»Ich möchte wissen, ob er stärker ist als die Vitrine!«
»Wie stark ist sie denn?«
»Gewaltig. Sie ist in der Lage, die magische Kälte zu produzieren. Man kann sagen, daß sie dem magischen Tiefschlaf…«
»Stimmt das?«
»Ja, Jane, das stimmt. Ein magischer Kälteschlaf kann durch die Truhe eingeleitet werden.«
»Was noch?«
Er hob die Schultern. »Eigentlich nichts mehr, es sei denn, man versteht, die in der Vitrine lebenden Kräfte zu lenken. In eine bestimmte Richtung natürlich, wie bei dir.«
Jane überlegte. Auch sie war neugierig. Zwar hatte Pierre nichts Bestimmtes gesagt, ohne Grund aber verschanzte er sich nicht in ein Verlies innerhalb der Katakomben.
»Nun?« fragte er.
»Und was ist, wenn ich den Würfel zeige?«
»Werden wir ihn in die Vitrine legen.«
»In der Hoffnung, daß er zerstört wird?«
»Nein, das natürlich nicht. Wo denkst du hin? Ich will sehen, wer stärker ist.«
Jane war die Sache zu unsicher. Sie traute diesem angeblich so harmlosen Typ überhaupt nicht. Im Gegenteil, der Satan hatte einen raffinierten Plan ausgeheckt, um über den jungen Mann an die abtrünnige Hexe heranzukommen. Aber Jane wollte ihm einen Strich durch die Rechnung machen. In Sekundenschnelle hatte sie einen Plan entworfen, den sie durchziehen mußte. »Du bekommst den Würfel zu sehen, Pierre. Das ist sogar eine Ehrensache für mich, wenn wir uns verbünden.« Die blonde Hexe lächelte hinterlistig.
»Aber was mit ihm geschieht, werden wir noch sehen.«
»Wirklich? Darf ich ihn anschauen?«
»Ja.«
»Zeigst du mir auch seine Reaktionen? Du mußt wissen, daß ich bisher von Magie nicht allzuviel verstehe. Wenn du jetzt mit dem Würfel kommst, dann ist alles anders. Das finde ich einfach irre, wie du dir vorstellen kannst.«
»Klar, ich verstehe dich, mein Kleiner.« Jane ließ die Tasche von der Schulter gleiten. Sie stellte den Beutel auf einen Stuhl.
»Ist er in der Tasche?«
»In der Hand habe ich ihn nicht«, erwiderte die Hexe.
»Entschuldige, aber ich…« Er verstummte, denn er sah, daß sich Jane

gebückt hatte, um die Tasche zu öffnen.

Lautlos trat er zur Seite, so daß er schräg hinter die ehemalige Detektivin geriet. Sein Gesicht verzerrte sich plötzlich. Ein Zittern lief durch seine Gestalt. Instinktiv hatte er erkannt, daß sich ihm die große Chance bot. Er brauchte sie nur wahrzunehmen.

Ein zweiter lautloser Schritt brachte ihn dorthin, wo Jane ihn auch nicht aus dem Augenwinkel erkennen konnte. Jetzt war seine Position noch günstiger. Er lächelte kalt. Jane zog die Tasche auf. Der junge Mann ging vor und legte beide Hände zusammen. Als Jane Collins' Hände in der Tasche verschwanden und den Würfel umfaßten, da schlug Pierre zu.

Er hatte viel Kraft in diesen Hieb hineingelegt, und die beiden zusammegelegten Hände trafen Jane Collins seitlich am Kopf.

In ihrem Schädel schien ein Gewitter zu toben. Sie spürte, wie schwer es war, gegen dieses unheimliche Gefühl anzukämpfen, und sie fiel zur Seite.

Dabei merkte sie kaum, daß sie auf dem Rücken lag. Sie kämpfte gegen die Bewußtlosigkeit an, hatte die Augen weit geöffnet und sah über sich die Gestalt des jungen Mannes, der ihr seltsam verzerrt vorkam.

So breit, so kompakt, und auch seine Faust wirkte vergrößert. Wie ein riesiger Vorschlaghammer. Blitzschnell war er da. Als der zweite Schlag an ihrem Kopf explodierte, wußte die Detektivin, daß sie diesmal den kürzeren gezogen hatte. Sie merkte, daß sich vor ihren Augen alles drehte, und diesem Strudel konnte sie nicht entgehen.

Er riß sie mit.

Pierre Trudot stand vor ihr. Er rieb sich die Hände und lachte kichernd. Dann griff er unter seine Parkajacke und holte das Mordmesser hervor. »So«, sagte er nur, »so…«

***

Der Mann sah aus, als hätte ihm jemand mit einer Platte auf den Kopf geschlagen. So breit war sein Schädel und irgendwie viereckig.

Das Alter war schwer zu schätzen. Es konnte zwischen Fünfzig und Siebzig liegen. Der Mann hieß Alain, trug eine grüne Lederjacke, eine derbe Cordhose und ein T-Shirt. Die von einem Kranz aus kleinen Falten umgebenen Augen waren ebenso grau wie das Haar.

Sie blickten allerdings klar und scharf in die Welt.

Auch der Händedruck konnte sich noch sehen lassen. Ich verzog ein wenig das Gesicht. Suko allerdings nicht. Seine Züge blieben glatt. Er setzte noch Druck dagegen.

Paul Meurisse hatte die Verabredung mit Alain getroffen. Wir hockten zusammen in einem Bistro, tranken Kaffee oder Wein, und Alain, der zwischendurch noch einen Calvados genommen hatte,

nickte ein paarmal, als er unser Problem hörte.
»Ja«, sagte er, »das ist gar nicht einfach.«
Meurisse legte eine Hand auf Alains Arm. »Aber du kennst dich aus. Ich weiß das.«
»Früher…«
»Alain, es hat sich nicht viel verändert, glaub mir. Das ist noch so geblieben. Auch die Verstecke.«
Alain steckte sich eine Schwarze zwischen die Lippen, bestellte noch einen Calvados und ließ sich von mir Feuer geben. Als die Bedienung kam, ein rothaariges bildhübsches Mädchen, wurde sie von Alain in den Po gekniffen. Sie schrie auf und schimpfte, blieb aber freundlich.
Alain lachte. »Das ist das Leben, mes amis.« Er kippte den Schnaps, wischte über seine Lippen und sprach dann weiter. »Ich genieße es in vollen Zügen, auch noch in meinem Alter. Man hat mich nicht erwischt, es ist alles gutgegangen, deshalb bin ich der Meinung, daß wir die alten Sachen ruhen lassen sollten. Ich bin nach dem Krieg nie wieder unten gewesen, ich wollte es nicht.«
»Aber du hast sie mitgebaut, diese Verstecke.«
»Das schon.«
»Dann gib uns wenigstens die Pläne.«
»Deren Asche ist längst verweht.«
Meurisse lehnte sich auf den Bistrostuhl zurück und verdrehte die Augen. Ich schaute zur Theke hin, wo vor einer Spiegelwand zahlreiche Flaschen aufgebaut waren. Hinter der Theke stand ein schwarzhaariger Mann. Auf seinem Kopf saß schief ein Strohhut.
»Dann können wir wohl nichts machen«, sagte Meurisse enttäuscht.
»Gibt es denn Duplikate der Pläne?«
»Nein, nein.« Alain rang seine Hände. »Das wäre viel zu gefährlich gewesen. Stell dir vor, unsere Feinde hätten sie bekommen.«
»Also keine Chance?« fragte ich.
»Doch!«
Alain überraschte uns mit der Antwort. »Es gibt eine wirklich gute Chance für uns.«
»Und die wäre?« fragte Meurisse.
»Ich müßte mitgehen.«
Wir schauten uns an. Daß wir von allein nicht auf den Gedanken gekommen waren, wunderte uns. Aber Alain hatte recht. Wenn Meurisse zustimmte, Suko und ich hatten nichts dagegen.
»Wie sieht es aus?« fragte ich den Agenten.
Paul Meurisse hob die Schultern. »Eigentlich habe ich nichts dagegen. Wenn ihr…«
»Unseretwegen kann er mit«, meinte auch Suko.
Alain nickte. »Bon, dann möchte ich nur wissen, was ihr dort unten wollt. Ihr seid keine Studenten mehr, die Parties feiern wollen. Das ist

doch jetzt Mode, wie ich hörte.«

»Klar«, erwiderte Meurisse. »Es geht uns auch nicht so sehr um die Studenten, sondern um einen Fall…« Er holte tief Luft. »Alain, ich weiß, daß du verschwiegen bist.«

»Kann man wohl sagen.«

»Trotzdem mußt du mir versprechen, niemandem ein Wort von dem zu erzählen, was ich dir jetzt sage.«

»Natürlich.«

Paul Meurisse berichtete flüsternd, während Suko und ich uns heraushielten. Der andere wußte wahrscheinlich genau, was er tat.

Mir sah Alain so aus, als würde er nichts weitersagen.

In seinem kantigen Gesicht zuckte nicht ein Muskel, als er von der Riesenratte erfuhr. Er bestellte sich nur noch einen Schnaps. Diesmal kniff er das junge Mädchen nicht.

Etwa fünf Minuten redete Paul Meurisse auf den ehemaligen Widerstandskämpfer ein, dann hatte er ihm alles gesagt. »Kommst du jetzt immer noch mit?«

»Ja.«

Meurisse schlug dem alten Haudegen auf die Schultern. »Das finde ich stark.«

Alain lachte auf. »Du kennst mich. Ich habe schon überall gekämpft und war Ausbilder in der Legion. Ich habe damals zu General Salan gestanden, war mal deswegen im Gefängnis, habe Algerien kennengelernt und den Dschungel von Indochina, aber mit Riesenratten habe ich noch nie zu tun gehabt. Du bist sicher, daß es sie gibt?«

Meurisse deutete auf Suko und mich. »Wir drei haben sie gesehen.«

»Dann ist es gut.«

»Auf jeden Fall dürfen wir die verdammten Ratten nicht unterschätzen«, sagte der Agent. »Außerdem wissen wir nicht, wie viele von ihnen noch in der Unterwelt herumlaufen.«

»Und die Studenten?«

»Ich weiß es nicht, Alain. Bisher haben die Ratten anscheinend noch nicht angegriffen. Wenigstens hörte ich nichts davon.«

Der Widerstandskämpfer nickte. »Bezahle die Rechnung, Paul. Wir haben schon zu lange hier gesessen.« Er setzte seine flache Mütze auf und erhob sich.

»Riesenratten«, hörten wir ihn murmeln. »Ob man auf denen vielleicht reiten kann?«

Humor hatte der alte Kämpe auch. Und das machte ihn mir noch sympathischer.

***

Nicht nur Bernard Sirini hatte die Monsterratten gesehen, auch die

anderen vier. Doch niemand von ihnen war in der Lage, auch nur zu reagieren. Sie hockten in ihren erstarrten Positionen und glaubten, einen Alptraum zu erleben, wobei sie nicht einmal merkten, daß kleinere, völlig normale Ratten über sie huschten und sich auch schattenhaft an ihnen vorbeidrängten.

Dann fiel die Ratte über ihn.

Bernard hatte noch schreien wollen, doch er war nicht mehr dazu gekommen. Das Tier glich einer schwarzen Wolke, die alles verschlang und auf nichts Rücksicht nahm.

Auch nicht auf einen Menschen.

Es war furchtbar. Die anderen sahen Sirini plötzlich nicht mehr.

Ihr Freund war unter diesem Berg aus Fell, Fleisch- und Muskeln verschwunden, und die Ratte drehte sich noch auf der Stelle.

In der Drehung bekamen die anderen auch mit, wie das Tier sein Maul öffnete. Mehr sahen sie zum Glück nicht, denn ihre Aufmerksamkeit wurde durch etwas anderes abgelenkt.

Madelaines Stimme überschlug sich in wilder Panik. »Daaaa!« kreischte sie.

»Da ist noch eine!«

Tatsächlich schob sich die zweite Ratte näher. Menschengroß war sie, wirklich unheimlich stark und kompakt. Ihre Riesenschnauze hatte sie aufgeklappt, und sie fixierte die vier um das Feuer herumsitzenden jungen Menschen aus bösen Augen.

Die normalen Nager waren aufgeregt. Sie huschten hin und her, sprangen die Menschen aber nicht an, denn das wollten sie den Anführern überlassen.

Wohin?

Den vier Freunden war klar, daß sie keine Sekunde mehr länger um das Feuer herumsitzen durften. Sie wären sonst eine zu leichte Beute für die Tiere geworden.

Hugo machte den Anfang. Von ihm, der immer wie ein Träumer gewirkt hatte, hätte keiner das erwartet. Er wuchs in diesem Moment über sich selbst hinaus, als er in die Höhe sprang, einen brennenden Scheit ergriff, der noch nicht ganz vom Feuer erfaßt worden war und seine Freunde dann anschrie.

»Verschwindet! Taucht unter! Flieht tiefer in den verdammten Gang hinein!«

Während dieser Worte hatte er sich umgedreht. Seine Blicke waren fordernd. Sie brannten auf den Gesichtern der beiden Mädchen und des Jungen. »Weg, verdammt!«

Endlich reagierten die drei. Vielmehr war es Henri Druc, der die vor Schreck erstarrten Mädchen in die Höhe riß und sie kurzerhand vom Feuer wegschleuderte.

Plötzlich drehte Madelaine durch. »Nein!« brüllte sie und schüttelte

dabei den Kopf. »Ich gehe nicht ohne ihn. Ich will nicht ohne Hugo weglaufen!« Sie hatte die Hand ausgestreckt und wies über das Feuer hinweg, dessen Flammen die Umgebung in ein schauriges Licht tauchten und die Gesichter der Studenten noch mehr verzerrten.

Hugo erwiderte, ohne sich umzudrehen: »Hau ab, Mensch! Ich komme nach.«

Da Madelaine noch immer nicht wollte, griff Henri ein. Mit der flachen Hand schlug er gegen die linke Wange des Mädchens. Ihr Schreien verstummte. Relativ gut gehalten hatte sich Giselle. Über ihre Lippen war kein Laut gedrungen. Nur aus dem Gesicht war jegliche Farbe gewichen. Sie wirkte selbst im Widerschein der Flammen bleich.

Henri Druc machte kurzen Prozeß. Er faßte beide Mädchen unter und riß sie einfach mit. So stolperten sie vom Feuer weg, hinein in den langen, breiten Gang. Madelaine weinend. Giselle vor Entsetzen stumm.

Es interessierte sie auch nicht, daß ihnen normale Ratten folgten und an oder zwischen ihren Füßen herhuschten, sie wollten nur so rasch wie möglich den unheimlichen Ort verlassen. Hugo Rafaud war zurückgeblieben. Er hatte sich gedreht und auch nach einem zweiten Holzscheit gefaßt. So war er mit diesen beiden bewaffnet, und er stellte sich dem Tier. Es griff nicht an.

Vielleicht war es überrascht, daß es jemand wagte, sich ihm entgegenzustellen, und Hugo nutzte die Gunst des Augenblicks. Er schleuderte den brennenden Scheit, den er in der linken Hand gehalten hatte, auf das Monstertier zu.

Wie eine feurige Rakete wirbelte das Stück Holz durch die Luft, überschlug sich einige Male und klatschte gegen das Maul der Riesenratte.

Für einen winzigen Moment leckte die Flamme über das Fell.

Auch das Riesentier spürte die Hitze und zuckte zurück. Obwohl es so schwer war, kam Hugo der Gang tippelnd vor. Er faßte Mut.

Noch besaß er einen brennenden Scheit, und damit griff er das monströse Wesen an.

Er schlug zu.

Mitten in die Schnauze, und er glaubte auch, die Flammen über die Augen huschen gesehen zu haben. Er lachte schrill. Die Ratte war entweder angeschlagen oder wütend geworden. Sie stieg auf die Hinterbeine. Ein schauriges Bild, als sie vor dem entsetzt dastehenden Studenten in die Höhe wuchs und so groß wurde, daß sie mit dem Schädel gegen die Decke des Gangs prallte.

Da rammte Hugo den Scheit in den ungeschützten Bauch des Tieres, ließ ihn dann los und sprang zurück. Er wollte schnell das Feuer zwischen sich und das Tier bringen, denn leicht zu töten war es nicht.

Hugo beeilte sich. Fast wäre er noch über die kleinen Rattenkörper gestolpert, und auch die Flammen leckten heiß an seiner linken Seite entlang, so daß er auf der Haut das Brennen spürte. Als er das Feuer zwischen sich und die Ratte gebracht hatte, blieb er breitbeinig stehen, um das Tier zu beobachten.

Die erste Ratte griff nicht ein. Hugo wußte den Grund, und er hätte heulen können.

Zorn und Wut übermannten ihn. Dieses Gefühl steigerte sich noch, als er die Schreie der zweiten Riesenratte vernahm. Wahrscheinlich hatte das Feuer ihr Fell am Bauch versengt, denn auch sie verspürte Schmerzen. Das Tier fiel wieder zurück.

Hugo Rafaud war klar, daß er weiterkämpfen mußte, und er holte bereits aus, um in das Feuer zu treten, damit der glühende Funkenregen der Ratte entgegengeschleudert werden konnte, als ihm eine andere Idee kam, denn sein Blick war auf die am Boden liegende Calvadosflasche gefallen. Dieser Apfelschnaps war hochprozentig.

Wenn er ihn in das Feuer kippte, würde es noch höher auflodern und die Ratte vielleicht zurückschrecken. Sie wollte springen.

Sehr deutlich stellte Hugo dies an ihrer Haltung fest. Die Flasche hielt er in der Hand, hatte sie schon geöffnet und brauchte jetzt nur den richtigen Augenblick abzupassen und natürlich gute Nerven.

Die Ratte sprang.

Es war wie beim erstenmal. Nur erlebte diesmal nicht Bernard Sirini den Vorgang, sondern eben ein anderer. Sie wollte ebenfalls im Bogen auf den Mann zuspringen und ihn unter sich begraben. Das machte Hugo nicht mit. Genau im richtigen Augenblick schleuderte er die Flasche ins Feuer. Als sich das gläserne Gefäß noch in der Luft befand, sah er den langen Streifen, der aus der Öffnung gluckerte und ebenfalls in die Flammen hineinfiel.

Sofort setzte die Reaktion ein, auf die der junge Mann gewartet hatte.

Durch die neue Nahrung puffte das Feuer in die Höhe, zischende Laute entstanden, und die plötzlich doppelt so lang gewordenen Flammenzungen reckten sich nach der im Sprung befindlichen Riesenratte, die mit ihrem dichten Fellrücken fast noch die Decke des Ganges berührte.

Hugo durfte nicht stehenbleiben. Er warf sich auf dem Absatz herum und floh.

Wie er es geschafft hatte, wußte er selbst nicht zu sagen, jedenfalls kam er weg und taumelte tiefer in den Gang hinein.

Hinter sich hörte er ein Krachen. Hinzu kamen die schrillen Laute oder Schreie, die das Maul der Riesenratte verließen. Der junge Mann zog den Kopf ein. Er hatte furchtbare Angst und rechnete damit, jeden Augenblick die Vorderpfoten des gewaltigen Tieres auf seinem Rücken zu spüren, wobei er von der Wucht zu Boden geschleudert werden

würde.

Das geschah nicht.

Noch ein paar Schritte taumelte Hugo Rafaud weiter, wäre fast in das schmutzige Kloakenwasser gefallen und warf sich so hart auf die gegenüberliegende Seite, daß er mit der Schulter gegen die Wand prallte.

Er atmete keuchend. Speichel floß von seinen Lippen. Die Gesichtszüge waren von dem hinter ihm liegenden Grauen gezeichnet, und er wagte es erst jetzt, sich umzudrehen.

Es hatte die Ratte erwischt. Nur nicht voll, denn sie stand nicht in Flammen, wie er gehofft hatte. Dafür lag sie auf dem Boden, und der Qualm kroch, wie von Geisterfingern geführt, durch ihr Fell.

Der Kopf bestand fast nur aus Schnauze, so weit hatte sie ihr Maul aufgerissen. Gefährlich wirkten die spitzen Zähne, die ihre Beute kurzerhand zerquetschten.

Rauch hüllte das Tier ein. Mit ihrem Gewicht hatte die Ratte auch das Feuer gelöscht. Aber sie schrie.

Wahrscheinlich hatte sie Schmerzen, und dieses Geräusch jagte dem jungen Mann einen Schauer nach dem anderen über den Rücken. Auf dem Boden wälzte sich das Riesentier, schlug mit den Füßen gegen die Gangwand, als würde ein Drummer die Bespannung seiner Trommel attackieren. Es war schlimm…

Dann drehte sich das Tier. Da die Flammen nicht mehr zu sehen waren und statt dessen dunkle Rauchwolken durch den Gang trieben, konnte Hugo die Bewegung der Ratten nur mehr ahnen.

So groß, kompakt und wuchtig sie auch waren, von ihrer Beweglichkeit hatten sie bestimmt nichts verloren. Deshalb gab es für den Studenten nur eine Chance. So rasch wie möglich weg!

Er machte kehrt und rannte davon. Immer parallel zu den schmutzigen Wasserfluten. Dabei freute er sich, daß dieser Steg am Rande breit genug war, um darauf laufen zu können.

Sein Mund war weit aufgerissen, scharf zischte der Atem, und er spürte schon bald die ersten Stiche in der Seite. Hugo war das schnelle Rennen nicht gewohnt. Sport kannte er nur vom Fernseher her, und das machte sich nun bemerkbar.

Er verlor an Boden.

Während des Laufens hatte er einen Blick zurückgeworfen. Der Qualm nahm ihm noch die Sicht, doch innerhalb dieser grauen Wolken schälte sich etwas hervor.

Eine Ratte?

Hugo schluchzte auf. Er taumelte weiter und hatte bei jedem Schritt, den er zurücklegte, das Gefühl, immer mehr Blei in seine Oberschenkel zu bekommen.

Nur mühsam bekam er die Füße vom Boden hoch. Die Sohlen

schleiften über den Boden, und er mußte einfach eine Pause einlegen, obwohl sich der Tod in seinem Nacken befand.

Er hatte die Ratten zwar aufhalten, aber nicht stoppen können.

Dies wurde ihm immer deutlicher klar.

Wo steckten die anderen?

Obwohl er so schnell gelaufen war, hatte er von ihnen nichts gesehen.

Vielleicht hatten sie ein Versteck gefunden oder waren einfach ins Wasser getaucht.

Eine irre Vorstellung, doch Hugo beschloß, sie nicht aus den Augen zu verlieren.

Bei jedem Atemzug bog sich auch der Rücken durch. Die Augen waren weit aufgerissen und hatten sich mit Tränen gefüllt. Naß rann es auch an seinen Wangen entlang, die Erschöpfung hatte ihn gezeichnet.

Die Ratten kamen.

Nebeneinander konnten sie nicht gehen, sondern hintereinander.

Längst hatten sie den Qualm des Feuers hinter sich gelassen und näherten sich immer mehr dem jungen Mann.

Dabei schallten ihm Schreie entgegen. Hohe, schrille Töne, wie er sie noch nie in seinem Leben vernommen hatte.

Es war furchtbar.

Aber er wollte leben.

Deshalb mußte er weiter, obwohl es eigentlich keinen Sinn hatte.

Er würde sein Dasein nur um Sekunden verlängern.

Trotzdem…

Diesmal stützte er sich sogar mit der linken Hand an der Tunnelwand ab. Ohne diesen Halt wäre er vielleicht längst zusammengebrochen.

Und er hörte die Ratten.

Lauter wurden sie, immer lauter…

Dieses verdammte Trippeln der Schritte, das ihn so fertigmachte, denn in seinen Ohren klang es wie ein dumpfer Todesrhythmus.

Wie lange noch?

Eine Sekunde, zwei oder drei?

Da griff seine Hand ins Leere. Er fiel nach links, brüllte vor Schreck auf und spürte die Berührung in seinem Gesicht.

Hände…

Stimmen…

»Hugo, Hugo, mein Gott!«

Er riß die Augen weit auf, sah Gesichter über sich und erkannte schwach innerhalb des aus seinen Augen fließenden Tränenstroms Madelaine und Henri.

Zu dritt faßten die Freunde mit an und zogen ihn in den schmalen Gang hinein, der tatsächlich nur mehr Schulterbreite besaß. Henri

Rafaud war völlig erschöpft. Hätte ihn Madelaine nicht abgestützt, wäre er gefallen. So aber konnte er sich halten, drehte sein nasses Gesicht nach rechts und schaute in die Lücke.

Nicht weit entfernt brannte im Hauptgang eine Lampe. Ihr Licht reichte auch aus, um genau die Stelle direkt vor der Nische auszuleuchten. Und genau dort erschien die Ratte.

Sie war stehengeblieben, drehte ihren häßlichen Schädel und starrte in die Nische hinein, in der sich die drei jungen Menschen drängten.

Giselle schrie, als sie den Schädel sah und auch in das halb geöffnete Maul schauen konnte.

Schaffte es die Ratte?

Nein, die Lücke war zu schmal, sie steckte plötzlich fest und ließ einen schrillen Wutschrei hören.

Aber sie würde nicht aufgeben.

Das wußten auch die vier Freunde…

***

Einem breiten Blitzstrahl gleich sauste die Messerklinge von oben nach unten. Sie war auf das Herz der Hexe gezielt, und nichts hätte Jane mehr retten können, doch Pierre Trudot vernahm plötzlich eine wispernde Stimme.

»Noch nicht!«

Im letzten Augenblick hielt er sich zurück. Die Messerspitze berührte schon die Kleidung. Für einen Moment verharrte er auf der Stelle, um sich dann langsam umzudrehen.

Sein Blick fiel auf die Vitrine!

Hinter dem Glas zeichnete sich das dreieckige Gesicht des Teufels ab.

Das Lächeln auf seinem breiten Maul war noch kälter und grausamer geworden, die Augen hatte er zu Schlitzen verengt, und aus seinen pferdeähnlichen Nüstern strömte heißer Dampf.

Er war die Ausgeburt der Hölle, und er zeigte es seinem Diener auch.

Pierre drückte sich hoch. Das Messer behielt er in der Hand, als er die Achseln zuckte. »Weshalb habe ich sie nicht töten dürfen?« fragte er.

»Das kannst du ja. Aber später, ich will von ihr noch etwas haben. Sie ist eine Hexe, sie besitzt außergewöhnliche Kräfte, auch wenn sie manchmal, so wie jetzt, menschlich reagiert. Aber rechne mit dem Schlimmsten, das sage ich dir.«

»Wie meinst du das?«

»Pack dir dieses Weib, fessele es und drück es dann in die Vitrine hinein. Den Würfel kannst du zwischen Körper und ihren angewinkelten Beinen legen. Verstanden?«

»Ja, das habe ich.«

»Dann mach schon.«

Pierre drehte sich um und ging dahin, wo ein alter Schrank stand.

Dort verwahrte er sein Werkzeug auf. Hämmer, Zangen, Schraubenzieher, es war ziemlich viel vorhanden und auch altes Gerümpel, das er irgendwann einmal mitgenommen hatte.

Unter anderem auch Stricke.

Er holte sie hervor, schaute sie an und nickte ein paarmal. »Die müßten reichen«, sprach er zu sich selbst, drehte sich um und ging auf die unbeweglich am Boden liegende Jane zu.

»Hexe«, sagte er spöttisch und begann zu lachen. »Du willst eine Hexe sein? Nie! Wehrlos bist du. Völlig wehrlos, und ich werde dir dein Herz nehmen.« Er lachte, als er Jane an den Schultern anhob und das Seil unter ihren Rücken legte.

Sehr geschickt ging er zu Werke. Schließlich war Jane Collins regelrecht eingerollt und verschnürt wie ein Schinken. Lächelnd drehte der junge Mann noch einen Doppelknoten.

»So«, sagte er leise. »Das wäre geschafft.« Er hatte die Beine der Bewußtlosen schon zuvor angewinkelt und sie auch in dieser Lage gefesselt. Jane konnte sich, wenn sie aus ihrer Bewußtlosigkeit erwachte, nicht rühren. Das war sicher.

Wieder lachte Pierre. Wie einfach es doch gewesen war, diese Frau, die eine Hexe sein sollte, zu überwältigen. Beinahe ein Kinderspiel. Er konnte sich nicht vorstellen, wie es möglich war, daß der Teufel eine gewisse Furcht vor ihr gehabt hatte.

Und der Würfel?

Pierre warf ihm einen Blick zu. Völlig harmlos lag er in der geöffneten Tasche. Er schimmerte rotviolett. Vielleicht steckten Kräfte in ihm, vielleicht auch nicht, jedenfalls schien er seiner Ansicht nach doch nicht so stark zu sein, wie allgemein angenommen.

Er ging zur Vitrine und öffnete die obere Klappe. In der hochkanten Stellung ließ er den Deckel stehen und packte die ehemalige Detektivin unter. Er hatte schwer zu tragen und schaffte es beim ersten Versuch nicht, Jane Collins in die Vitrine zu setzen. Erst beim zweiten Anlauf gelang dieses Vorhaben.

Jane fiel hinein.

Mit dem Hinterkopf prallte sie gegen die Innenwand, was den Mann aber nicht weiter störte.

Der Würfel. Ihn durfte er nicht vergessen. Er ging noch einmal zurück, nahm ihn hoch und blieb für einen Moment stehen. Sein Blick fraß sich auf einer Seite fest.

Pierre wußte nicht, wie man ihn als Waffe hätte handhaben können. Er war völlig normal, wenn nicht sogar harmlos, aber wenn der Teufel es gesagt hatte, mußte es ja stimmen.

Den Würfel legte er genau an die Stelle, die ihm angewiesen worden war. Zwischen Körper und die angewinkelten Beine der hockenden

Hexe.
Und da blieb er.
Er streckte den Arm aus, faßte den Rand der oberen Glasplatte an und drückte diese nach unten.
Jetzt war die Vitrine wieder zu.
»Wunderbar«, vernahm er die Stimme des Satans. »Du hast ausgezeichnet reagiert, deshalb sollst du auch sehen, was in den nächsten Minuten passiert. Und noch eins, mein Lieber, halte dein Messer bereit…«

***

Wir waren in die Katakomben gestiegen. Hinein in eine völlig andere Welt, die unter der der Millionenstadt Paris liegt. Eine Welt aus stinkenden Abfällen, aus Moder, aus Verfall, Nässe und mit Fäkalien verseuchtem Wasser, das durch die Kanäle und Gitter gurgelte.
Eine Welt, die ich nicht mochte, die mir den Atem raubte, wobei ich es dennoch schaffte, mich an sie zu gewöhnen, denn nach einigen Minuten roch ich das Zeug schon nicht mehr.
Wir hatten uns auf Alain verlassen und einen der großen Einstiege genommen. Zusätzlich waren wir noch mit sehr lichtstarken Taschenlampen ausgerüstet, die schon fast Scheinwerfern glichen.
Alain hatte seine Lampe um den Hals gehängt, und wir hatten uns auch gelb angestrichene Helme besorgt, die auf unseren Köpfen saßen, denn so etwas war Vorschrift.
Es war ein ziemlich bequemer Weg in die Unterwelt gewesen.
Über eine breite, wenn auch feuchte Treppe waren wir gelaufen, hatten uns an einem Geländer festhalten können und erreichten am Ende der Treppe einen kleinen Platz, wo sogar eine Holzbude und daneben ein großer Verteilerkasten stand, über den ein großer Teil der Energieversorgung dieser unterirdischen Welt lief.
Davor blieb Alain stehen. Unter dem Helm sah sein Kopf noch kantiger aus.
»Wo wollt ihr hin?« fragte er.
Paul Meurisse hob die Schultern. Ich sagte: »Das wissen wir leider nicht, mon ami.«
»Ist natürlich schlecht. Auch wenn wir das Gebiet auf den Bezirk Montmartre begrenzen, ist es noch verdammt weit.«
»Wo könnte sich unser Gegner denn versteckt halten?« erkundigte sich Suko.
»Die Riesenratten kommen durch die Hauptkanäle. Die sind breit genug…«
»Nein, nein, die meine ich nicht, sondern den Mann, der die Ratten zu dem gemacht hat, was sie sind.«
»Das ist schwer.«

»Und wo habt ihr euch damals versteckt?« wollte Meurisse wissen.

Alain zog die Stirn kraus. Er schaute sich auch um und sagte:

»Hier jedenfalls nicht. Da müssen wir tiefer in die Stollen hineingehen, wissen Sie.«

»Dann los!«

Alain nickte. Er ballte die Hand zur Faust und zeigte mit dem abgespreizten Daumen nach rechts. »Da hinein.«

Es war Jacke wie Hose, ob wir nach links oder rechts gingen. Begleitet wurden wir von einem stinkenden Kanal. Wir selbst bewegten uns auf dem seitlichen Steg weiter.

Keine angenehme Aufgabe, denn oft genug war das Wasser bei starken Regenfällen übergeschäumt und hatte die helleren Fliesen genäßt. Sie trockneten nie. Eine dunkle Schicht blieb ständig erhalten, zudem war sie noch glatt.

Spaß machte uns diese Wanderung wirklich nicht, aber was sollten wir tun? Wir hatten einmal in den sauren Apfel gebissen und mußten ihn auch aufessen, wobei wir alle hofften, in dieser stinkenden Unterwelt die Ratten und auch Pierre zu finden.

Alain ging als erster. Bei jedem Schritt schwenkte auch seine Lampe, so daß der Strahl vor ihm auf uns ab hüpfte. Manchmal wischte er auch über das graue, schäumende Wasser und schuf ein paar blitzende Reflexe.

Die Wand, an der wir entlanggingen, war an zahlreichen Stellen unterbrochen. Wir sahen die nischenartigen Einkerbungen und in einigen sogar schwarze Telefonapparate.

Auch große, dunkle Schalter entdeckten wir in den Nischen, und unter der Decke brannten ebenfalls Lampen, so daß es nicht völlig dunkel war und wir auf das Einschalten der anderen Lampen gut verzichten konnten.

Irgendwann blieb Alain stehen. Er deutete auf einen Teil der Wand, die nicht gelb gefliest war, sondern graues Mauerwerk zeigte, durch das dunkle Streifen der Feuchtigkeit liefen.

»Hier hat sich mal ein Zugang befunden.«

»Haben Sie ihn zugemauert?« fragte ich.

»Nein, das waren andere. Es geschah im Zuge der Ausbesserungsarbeiten. Schade.«

Wir gingen weiter. Wenig später erreichten wir eine unterirdische Kreuzung, wo wir abermals stoppten.

»Ihr könnt es euch aussuchen«, sagte Alain. »Gehen wir nach rechts, links oder geradeaus weiter?«

»Und wo befindet oder befand sich euer Versteck?«

»Da müssen wir nach rechts.« Alain ging schon vor. Dieser Tunnel war schmaler und auch nicht beleuchtet. Neben uns rauschte das Wasser. Ich verzog mehr als einmal das Gesicht. Es war wirklich kein

Vergnügen, dort hineinzufallen, das hatte ich bereits am eigenen Leibe zu spüren bekommen.

Ein erbärmlicher Gestank wehte uns entgegen. Er raubte uns die Luft.

Der einzige Hoffnungsschimmer war der Lichtschein am Ende des uralten Querkanals.

Auch Alain hatte den Schein gesehen und gab seinen entsprechenden Kommentar ab. »Dort befindet sich wieder eine der Hauptstrecken. Und nicht weit entfernt haben wir unseren Hauptunterschlupf oder Gefechtsstand gehabt. Es gibt da eine alte Treppe.«

»Die wohl heute noch existiert«, meinte Meurisse.

»Weiß ich nicht.«

»Kommen wir von diesem Hauptkanal dorthin?« erkundigte sich der Inspektor.

Alain drehte den Kopf. »Nein, das wäre damals zu gefährlich gewesen. Ein Stück müssen wir den Hauptgang schon gehen, dann können wir abbiegen und, na ja, das werdet ihr ja alles sehen.«

Mir gefiel der Mann immer besser. Obwohl wir nicht gerade vor einer leichten Aufgabe standen, nahm er den Job mit einer Ruhe und Gelassenheit hin, die schon als außergewöhnlich zu bezeichnen war.

Er stellte keine Fragen, zeigte auch äußerlich keine Angst und atmete wie wir alle auf, als wir den Gang verlassen hatten.

Jetzt befanden wir uns in einem weiteren Hauptkanal. In der Breite war er mit dem des ersten zu vergleichen, auch hier konnten wir bequemer über einen Steg laufen als noch vor wenigen Sekunden.

Der Geruch war ebenfalls abgeflaut. Wir folgten Alains Zeichen und wandten uns nach links.

»Gleich werden wir an eine Tür kommen«, sagte er. »Sie bildete mit dem in der Kanalmitte praktisch ein Gitter.«

»Ist sie verschlossen?«

»Leider.«

»Ich habe die entsprechenden Schlüssel«, sagte Meurisse.

Alain grinste. »Das wußte ich doch, du alter Fuchs.«

In der Tat erreichten wir die Tür. Schon zuvor hatten wir das Rauschen vernommen, als das Wasser durch das sich in der Mitte des Kanals befindliche Sperrgitter schoß und einen eigenen kleinen Wasserfall bildete. Meurisse schob sich an Alain vorbei, schaute im Licht der Lampe nach dem Schloß und winkte ab.

Sehr schnell hatte er es offen.

Wir ließen das Hindernis hinter uns und setzten den Weg fort.

Fast eine Stunde befanden wir uns bereits in dieser Unterwelt, und Alain machte uns Hoffnung.

»Es dauert nur mehr Minuten, dann haben wir es hinter uns.«

Bisher war weder etwas von den Riesenratten noch von Pierre zu sehen gewesen. Wir sahen auch weiterhin nichts, dafür hörten wir

etwas. Es war Suko, der es trotz des Wasserrauschens zuerst vernommen hatte.

»Bleibt doch mal stehen!« sagte er.

Wir stoppten.

»Da waren Schreie!« flüsterte der Inspektor scharf.

Unsere Ohren stellten wir auf Lauschposition und vernahmen jetzt auch die dünn klingenden Rufe.

Klar, daß unser erster Gedanke den Ratten galt, und plötzlich hatten wir es alle vier sehr eilig…

***

Claudine Auber hatte das Schild Fermé vor die Tür des Ladens gehängt. Das Geschäft war geschlossen. Und wenn heute noch ein Millionär vorhatte, bei ihr einzukaufen, egal, sie wollte nicht, zuviel war passiert. Außerdem paßten ihr die Fragen der Nachbarn nicht, aber die Leute hatte sie zum Glück zurückhalten können.

Allein stand sie im Laden. Ihre Blicke glitten über das angerichtete Chaos. Sie merkte nicht einmal, daß Tränen aus ihren Augen quollen und an den Wangen entlang liefen.

Wie sollte sie hier jemals wieder Ordnung hineinbekommen?

Auch wenn es für den Außenstehenden so ausgesehen hatte, als wäre der Laden eine Rumpelkammer gewesen, stimmte das nicht.

Es hatte schon eine Ordnung gegeben, aber es war ihre Ordnung gewesen, und sie allein hatte sich darin zurechtgefunden.

Andere brauchten das nicht.

Sie hatte versucht, aufzuräumen. Mal hier ein Teil hingestellt, dort eine Vase aufgerichtet, doch die meiste Zeit über hatte sie nur mehr auf die Scherben schauen können, die am Boden lagen.

Für sie war es schlimm.

Und sie dachte an den Besuch der drei Männer.

Claudine Auber hatte sich sehr verstockt gezeigt, was sie jetzt bereute.

Wenn sie näher darüber nachdachte, waren die Männer ja nicht grundlos zu ihr gekommen, und Pierre konnte man schon als einen etwas seltsamen Typen bezeichnen.

War er auch gefährlich?

Darüber dachte sie nach und kam zu dem Entschluß, daß man ihm eigentlich mißtrauen mußte. Auch sie war nie so recht schlau aus ihm geworden, weil Pierre stets seinen eigenen Weg ging. Er hatte sein Studium abbrechen müssen. Was da genau vorgefallen war, wußte sie auch nicht. Es hing mit irgendwelchen Versuchen zusammen, und genau diese Versuche hatte Pierre in der Wohnung weitergeführt.

Das war das Schreckliche.

Wenn sie ihn danach fragte, hatte er stets abgewinkt und nur

gelächelt, wobei er ihr einmal seine zweite Wohnung gezeigt hatte und ihr dort klarmachte, wie groß, mächtig und wichtig er einmal werden würde.

Mächtig über einen Umweg des Verbrechens!

So etwas konnte und durfte Claudine keinesfalls gutheißen. Sie hatte den Männern etwas gesagt und ihren Freund damit auch verraten.

Gleichzeitig liebte sie ihn, deshalb wollte sie auch den Polizisten nicht alles mitteilen.

Claudine befand sich in einer Zwickmühle. Während sie an einer Zigarette saugte, dachte sie über das Problem nach und stellte fest, daß es gar nicht einfach für sie war, es zu lösen. Sie mußte einen guten Mittelweg finden. Und den gab es.

Die Idee kam ihr sehr plötzlich. Sie schnickte mit den Fingern, als wäre ihr die große Erleuchtung gekommen.

Es war so einfach, sie hätte schon viel früher darauf kommen müssen.

Den Polizisten hatte sie Bescheid gegeben. Um ihr Gewissen zu beruhigen, wollte sie Pierre warnen.

Leider ging das nicht per Telefon, sie mußte schon zu ihm fahren.

Jetzt kam es ihr recht, daß Pierre sie einmal mitgenommen hatte, und Claudines Gedächtnis war ausgezeichnet. Wo sie einmal gewesen war, den Ort vergaß sie so leicht nicht.

Kurzentschlossen packte sie die Wagenschlüssel ein und verließ das Geschäft. Auf der Straße wurde sie wieder angesprochen, doch sie ging weiter, ohne sich um die neugierigen Fragen der Nachbarn zu kümmern.

Sollten die selbst raten.

Ihren Wagen hatte sie auf einem kleinen Parkplatz in der Nähe abgestellt. Pro Monat zahlte sie 80 Franc Gebühr. Das war Wucher für eine nicht bewachte Laternengarage. Nur konnte sie nichts anderes machen.

Claudine besaß einen Talbot. Den Wagen hatte sie zweifarbig gestrichen. Vorne rot, hinten blau. Der Wagen fiel auf, denn sie hatte außerdem die zu fahren, denn die Mittelreihe war sehr schmal.

Claudine schaffte es, weil sie Übung hatte.

Sogar vorwärts rollte sie vom als Parkplatz umfunktionierten Hinterhof.

Gewühl in Montmartre. Besser kam man zu Fuß und mit der Metro weiter, aber Claudine brauchte den Wagen. Zudem kannte sie Abkürzungen, und da sie es eilig hatte, machte es ihr nichts aus, mit dem Fahrzeug auch mal eine kleine breite Treppe hinunterzufahren.

So gelangte sie ihrem Ziel immer näher und erreichte schon sehr bald das Viertel, wo sich auch der Einstieg zu einer anderen Welt befand. In einer Einbahnstraße ließ sie den Talbot stehen, lief zurück und schaute sich die Häuser an.

Sie wußte, daß man erst durch einen Flur gehen mußte, um den Einstiegsort in die Unterwelt zu erreichen. Leider war sich Claudine nicht mehr sicher, um welches Haus es sich handelte. Als sie eines betrat, war es das verkehrte.

Das zweite Haus war richtig. Sie erkannte es an den bekritzelten Flurwänden.

Bis zur Hintertür ging sie den Weg durch und erreichte auch den Hof, wo der Einstieg zu den Katakomben lag.

Zwei Kinder wollten ihr zuschauen und einfach nicht verschwinden.

Claudine gab ihnen ein paar Franc.

Jetzt zogen sie ab.

Beobachtet wurde sie nicht, packte das Gitter und zog es in die Höhe.

Zurück legte sie es nicht mehr.

Als sie die ersten Sprossen betreten hatte und ihr auch die widerlich riechende Luft entgegenschlug, begann sie am gesamten Körper zu zittern. Die Angst war doch stärker geworden, auch wenn sie es nicht so gern zugeben wollte.

Da unten konnte sie alles erwarten. Vielleicht sogar die Riesenratten.

Erst jetzt dachte sie wieder an die schrecklichen Tiere. Auch da hatte sie den Polizisten die Unwahrheit gesagt. Ihr war die Riesenratte sehr wohl aufgefallen, sie hatte auch ihren Fluchtweg gesehen, aber sie war einfach zu durcheinander gewesen.

Und mit Ratten hatte Pierre schon immer gern experimentiert.

Als sie daran dachte, klopfte ihr Herz noch schneller. Für einen Moment dachte sie an den Rückzug, dann schüttelte sie den Kopf und gab sich selbst einen innerlichen Ruck.

Ihr würde Pierre schon nichts tun…

Im ersten dünnen Schlamm blieb sie stehen. Über ihr war der Einstieg zu einem kleinen Loch zusammengeschmolzen. Aber zurück wollte sie ja nicht, nur nach vorn.

Sie tauchte in den Gang. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie in der Hektik der vergangenen halben Stunde eine Taschenlampe vergessen hatte. So war sie gezwungen, sich im Dunkeln weiterzubewegen.

Es würde schwierig sein, die Behausung ihres Freundes zu finden, trotz ihres guten Gedächtnisses.

Zum Glück brannten hin und wieder Lampen, so daß sie sich orientieren konnte.

Und sie sah die Ratten.

Keine Riesentiere, sondern normale, fette, feuchtglänzende Nager, die schattenhaft an den Wänden der Stollen entlang huschten und in irgendwelchen Schlupflöchern verschwanden.

Claudine hatte sich nie vor diesen Tieren geekelt. Nach dem Erscheinen der Riesenratte tat sie es doch und schüttelte sich. Sie betrachtete das Auftauchen der Ratten als böses Omen.

Irgendwann blieb sie stehen. Zum Glück nahe einer an der Decke hängenden trüben Lampe, die ihr Licht breit verteilte. Scharf dachte sie darüber nach, ob ihr die Stelle bekannt war, wo sie sich aufhielt?

Sie konnte sich schlecht erinnern. Irgendwo in der Nähe hatte es hier eine Treppe gegeben, die sie hochgegangen waren.

Nischen waren auch vorhanden, nur ohne Treppen, und sie sah auch keine Türen, die zu anderen Räumen führten.

Das war schon alles sehr seltsam…

Einige Schritte ging sie vor. An die unterirdischen Geräusche hatte sie sich mittlerweile gewöhnt. Das waren das Rauschen des Wassers und die trippelnden Schritte der Ratten.

Doch das Geräusch, das nun an ihre Ohren drang, paßte nicht zu den normalen.

Es waren Schreie!

***

Die jungen Menschen konnten sich als Gefangene bezeichnen. Sie steckten in der engen Nische, die ihnen keine Ausweichmöglichkeiten bot.

Hinten die Mauer und vorn der schmale Eingang, verdeckt vom Schädel einer Riesenratte.

Hugo Rafaud ging es etwas besser. Er war endlich dazu gekommen, wieder Luft zu holen. Mit dem Rücken hatte er sich gegen die feuchte Mauer gepreßt, den Kopf hochgelegt und atmete einige Male tief und fest durch. Sein Gesicht war ebenso von der Angst gezeichnet wie die Züge der anderen Freunde.

Sie wußten genau, daß sie nur mehr eine Galgenfrist bekommen hatten, aber niemand wagte es, dies offen auszusprechen.

Und so warteten sie.

Vor dem Eingang drängten sich die beiden Riesenratten. Die Öffnung war nur so groß, daß eine Ratte einen Teil ihrer großen Schnauze hineinschieben konnte.

Dennoch versuchte es das Tier.

Mit Schrecken nahmen die Eingeschlossenen wahr, wie sich das Maul der Ratte weit öffnete. Plötzlich blitzten die Zähne, und die Ratte schlug auch beide Kiefer zusammen.

Madelaine zuckte voller Angst zurück, aber sie wurde nicht erwischt.

Noch existierte eine Distanz zwischen den Menschen und dem Riesentier.

Die Ratte versuchte es weiter.

Und sie hatte Kraft.

Voller Grauen erkannten die Eingeschlossenen, daß sich der übergroße Nager weiter vordrückte. Er schob sich praktisch von hinten weiter, um sich in die Öffnung hineinzudrücken. Die beiden

Ohren schrammten an den Ecken entlang.

Fell wurde aufgerissen. Knorpel knirschten, und die Nische war angefüllt vom wilden, schrillen Fiepen des unheimlichen Nagers, der alles aus dem Weg räumen wollte, was sich ihm entgegenstellte.

Die vier waren so weit zurückgewichen, bis es nicht mehr ging.

Jetzt preßten sie ihre Rücken gegen die Rückwand und warteten ab, ob die Ratte es schaffte.

Noch hing sie fest…

Aber sie versuchte es nun auf eine andere Art und Weise, indem sie ihren Schädel ein wenig zurücknahm und anfing, ihn zu drehen, um sich so in die Nische zu schieben.

»Das schafft sie!« keuchte Giselle. »Verdammt, das schafft sie.«

Das Mädchen klammerte sich an Henri Druc fest, aber der hatte ebensoviel Angst wie sie und konnte sie nicht beschützen.

»Verdammt!« schrie Madelaine. »Hat denn keiner von euch eine Waffe mitgenommen?«

»Nein!« knirschte Henri.

»Auch kein Taschenmesser?« fragte Hugo.

»Doch, das habe ich« erwiderte Henri erstaunt.

»Dann nimm es, Mensch!«

Henri lachte schrill auf. Seine Augen glänzten fiebrig, als er den Freund anschaute. »Wie soll ich mit einem kleinen Taschenmesser gegen dieses Biest ankommen? Kannst du mir das sagen?«

»In die Augen stechen!« erwiderte der andere hart.

Für einen Moment stand Henri Druc starr. »Meinst du das im Ernst?«

»Sonst hätte ich es nicht gesagt.«

Noch zögerte Henri. Er brachte es einfach nicht fertig und wurde von Hugo angeschrieen. »Verdammt noch mal, willst du warten, bis dieses Biest hier in der Nische hockt und frißt?«

»Nein, ich…«

»Mach es!« sagte auch Giselle. »Es ist die einzige Chance, die wir vielleicht haben.«

»Ja, vielleicht.« Henri holte dennoch das Taschenmesser hervor und klappte es auf.

Die Klinge war nicht länger als ein Finger und bestand aus bestem Stahl.

»Und jetzt ran an die verdammte Ratte!« zischte Hugo, als er sah, daß sein Freund noch immer zögerte. »Ich habe mich ihnen auch gestellt und ihnen die brennenden Scheite entgegengeschleudert. Das war noch schlimmer, denn da konnten sie sich bewegen.«

Allmählich sah auch Henri ein, daß sein Freund recht hatte. Er umschloß den Griff, duckte sich zusammen, und die Klinge schaute aus seiner Faust wie ein Finger aus Metall.

Die Ratte schien zu ahnen, daß jemand etwas von ihr wollte und

reagierte entsprechend. Sie hatte es geschafft, ihre Beine in die Nische zu drücken. Mit den Vorderpfoten schlug sie nach dem Mann, der ihr sein Messer in die Augen stechen wollte.

Henri ließ sich nicht beirren. Während ihm die anderen die Daumen drückten und fiebernd zuschauten, wie er weiterging, bekam er die ersten Treffer ab.

Nie hätte er gedacht, daß Pfotenschläge so hart sein konnten.

An den Oberschenkeln und am Magen wurde er erwischt.

Dennoch stach er.

Henri überwand sich dabei selbst, als er seinen Körper vordrückte, den rechten Arm langmachte und spürte, wie die Klinge durch den Widerstand des Rattenkopfes glitt.

»Getroffen!« Madelaine hatte den Schrei ausgestoßen.

Henri aber schien Angst vor seiner eigenen Courage bekommen zu haben, denn er zuckte zurück.

Der Stahl der Klinge hatte sich dunkel verfärbt.

Rattenblut…

Und sie sahen die Wunde.

Das Auge hatte Henri nicht getroffen. Dicht neben dem rechten war die Klinge in den Kopf gedrungen und hatte dort eine Wunde hinterlassen. Vielleicht so tief wie ein Finger. Und ein ebenso breiter Blutstrom sickerte daraus hervor. Er klatschte zu Boden, bevor er sich verteilte.

»Nochmal!« hetzte Hugo.

Henri drehte sich um. »Wie stellst du dir das vor?«

»Hingehen und zustechen, verdammt!«

Henri schüttelte den Kopf. »Nein, die hat mich mit ihren verfluchten Pfoten erwischt. Das waren Treffer wie Faustschläge.«

Hugo schaute seinen Freund an. »Okay, dann mach ich es eben. Ich habe meine Erfahrungen mit diesen verfluchten Biestern gesammelt.« Er lachte wild. »Her mit dem Messer.«

Als Henri zögerte, riß Hugo ihm die kleine Waffe kurzerhand aus den Fingern.

»So«, sagte er nur und hörte kaum, daß ihn seine Freundin warnte.

Sein Blick war auf das in der Öffnung steckende Tier fixiert.

Die Riesenratte drehte, so gut es ihr eben möglich war, den Kopf hin und her, schabte sich das Fell auf und riß sich ebenfalls Wunden.

Ihre Schreie waren höher und schriller geworden. Sie stand dicht vor dem Durchdrehen.

Hugo hatte sich geduckt. Er mußte vor allen Dingen auf das aufgerissene Maul acht geben. Eine verkehrte Bewegung seinerseits, dann schnappte die Ratte zu und biß ihm den Arm ab.

Er saugte die Luft ein. Wenig später bekam er den ersten Treffer mit der Pfote. Hugo steckte ihn weg und riskierte alles. In diesem Moment

war das Maul nicht so weit geöffnet, er hatte eine Chance, das rechte oder linke Auge zu treffen.

Er konzentrierte sich auf das rechte!

Der Stoß mit dem Messer kam. Hugo glaubte sogar, das Auge direkt und dicht vor sich zu erkennen, da erwischte es ihn. Das Maul hatte zugeschnappt.

Er spürte den wahnsinnigen Schmerz, der seinen rechten Arm durchflutete, als wäre dieser in Feuer getaucht worden. An das Messer und seine Tat dachte er nicht mehr, er wollte nur zurück und warf sich nach hinten, doch die Zähne der Ratte hielten eisern fest.

Er hörte, wie etwas riß, drückte seinen Körper zurück und schaute schräg nach unten.

Er sah den Arm und auch das Blut!

Noch hielten die Zähne der Ratte fest. Sie hatten sich im Stoff der Jacke verbissen und auch das Fleisch getroffen, deshalb dieser verzehrende höllische Schmerz.

Hugo stemmte sich ein. Er drehte seinen Kopf zu den anderen hin, die das angst- und schmerzverzerrte Gesicht sahen. »So helft mir doch!« brüllte er. »Verdammt, so helft mir!« Seine Stimme kippte über, denn er merkte die Kraft der Riesenratte, die ihn näher zu sich heranziehen wollte.

Madelaine löste sich als erste. Sie sah ihren Freund in Gefahr, stürzte auf ihn zu, umfaßte seine Hüfte und wollte ihm aus den Fängen der Ratten befreien.

Wieder riß Stoff.

Auch die anderen griffen mit zu.

Hugo schrie. Er spürte seinen Arm nicht mehr. Den Kopf hatte er in den Nacken gelegt, sein Gesicht schien ein ineinandergedrückter, faltiger, roter Ballon zu sein, denn die Schmerzen trieben ihn nahe an den Rand der Bewußtlosigkeit.

Die drei schafften es mit vereinten Kräften. Sie rissen Hugo los und konnten ihre Bewegung nicht mehr stoppen, so daß sie zusammen mit ihrem Freund gegen die Wand prallten.

Hugo sank zu Boden.

Die anderen schauten über ihn hinweg auf das Maul der Ratte und sahen zwischen den Zähnen den blutgetränkten Stoff verschwinden…

Ein fürchterlicher Anblick, wobei die Ratte längst nicht aufgegeben hatte und es noch einmal versuchte…

***

So schnell wie Suko und ich reagierten, kamen die anderen gar nicht mit. Wir ließen Alain und Paul Meurisse hinter uns, denn die Richtung, aus der die Schreie geklungen waren, stand fest.

Und schon bald sahen wir die ersten Nager.

Nicht die Riesenratten, sondern normale Tiere, die uns entgegenliefen und sehr schnell da waren.

Als sie die richtige Distanz erreicht hatten, stießen sie sich ab und sprangen uns an.

Suko und ich schlugen sie aus dem Weg, ohne viel langsamer zu werden. Ich traf zwei Ratten mit den Fäusten. Schrill quiekend verschwanden sie in der Brühe des Abwasserkanals.

Auch Suko räumte welche aus dem Weg. Seine Karatetritte brachen sie bald auseinander.

Weiter…

Wir hetzten, wir jagten auf dem glitschigen Boden und hatten beide Angst, ebenfalls auszurutschen und in der Brühe zu landen.

Weitere Ratten kamen uns entgegen.

Wieder mußten wir schlagen, und wir hörten dabei die gellenden Schreie lauter und deutlicher.

Ich kannte mich in diesen Geräuschen aus. Wer so verzweifelt brüllte, der mußte Todesangst erleiden.

Weder Suko noch ich konnten uns genau vorstellen, wer da geschrien hatte. Nur dachte ich an die Studenten, die in den Katakomben ihre Feste feierten. Bisher waren sie von den Ratten nicht erwischt worden, doch das konnte sich schnell ändern.

Wieder durchquerten wir den Lichtkreis einer Deckenleuchte, und Suko war es, der die Ratte sah.

»Da ist sie!«

Ja, diesmal war es das Riesentier, und es befand sich in einer seltsamen Stellung oder Haltung auf dem Steg.

Im rechten Winkel zu uns hatte sich das Riesentier aufgebaut.

Dabei schien seine Schnauze an oder in der Hauswand zu stecken.

Von dort drangen auch die Schreie, die grell durch den Kanal hallten.

Ich wußte Bescheid. Die Hilfesuchenden mußten sich in einem Gang oder einer Nische verkrochen haben, in die die Ratte nicht hineinkommen konnte.

Wir hatten wieder mit normalen Ratten zu kämpfen. Die Nager hüpften auf uns zu. Ihre graubraunen Körper schwebten durch die Luft, Zähne wollten sich in unseren Hosenbeinen verbeißen, und meine Füße traten die Viecher im Sprung.

Auch mit den Händen schaufelte ich sie gegen die Wand oder in die Kanalfluten.

Dann sah ich die Riesenratte vor mir. Noch klemmte sie fest, und sie konnte überhaupt kein besseres Ziel bieten. Aus dem vollen Lauf stoppte ich ab, rutschte dabei noch vor und hob die Beretta an.

Dann feuerte ich.

Zwei Silberkugeln jagte ich in das widerliche Tier. Eine seitlich in den Nacken, die andere in die Flanke. Bei beiden Treffern zuckte die

Ratte zusammen. Ihr Geschrei wurde infernalisch. Mit einer gewaltigen Kraftanstrengung riß sie den Kopf zurück, drehte ihn und stierte mich aus ihren relativ kleinen Augen an.

Es war ein grausamer, ein vernichtender Blick, aber die Ratte, so groß sie auch war, schaffte es nicht mehr, mich, der ich sie angeschossen hatte, zu töten.

Das geweihte Silber tat seine Pflicht.

Es zerstörte das Tier.

Zitternd stand es da. Und die Ratte ereilte das gleiche Schicksal wie die monströse Taube, die uns auf dem Friedhof begegnet war und die wir ebenfalls durch Silberkugeln vernichtet hatten.

Mittlerweile hatten sich auch Alain und Meurisse zu uns gesellt.

Sie starrten an uns vorbei. Sogar der abgebrühte Alain bekam vor Staunen seinen Mund nicht mehr zu. Ich sah auf dem kantigen Gesicht eine Gänsehaut, als er flüsterte: »Verdammt, das stimmt ja wirklich. Die Bestien gibt es.« Er wischte über seine Augen und schüttelte den Kopf.

Die Bestien, hatte er gesagt.

In der Tat existierte noch eine zweite Ratte. Sie stand, von uns aus gesehen, hinter der ersten und wurde erst sichtbar, als ihr Artgenosse allmählich schrumpfte.

Dabei verlor das Tier auch an Kraft. In den Hinterpfoten knickte es ein, fiel, wollte sich wieder aufraffen, schaffte es nicht und fand auch bei den anderen Pfoten keine Unterstützung.

Es war wohl mein Fehler, daß ich die Gunst der Sekunde verpaßte, denn als die zweite Ratte für uns voll sichtbar geworden war, hätte ich sofort schießen müssen.

Das tat ich nicht.

So bekam das andere Tier Zeit, sich zur Flucht zu wenden. Und das tat es auch.

Es drehte sich nicht, das hätte zu lange gedauert. Statt dessen drückte es seinen Körper zur Seite, geriet über den Rand des Kanals und fiel in das schmutzige Wasser, das die Ratte packte und weitertrieb. Weg von uns.

»Ich hole sie mir!« hörte ich Sukos Stimme und sah meinen Partner schon verschwinden.

Er besaß zwar seine Beretta nicht mehr, die hatte er Meurisse gegeben, aber Suko würde es mit der Peitsche versuchen und es auch schaffen, das war mir klar.

Ich wollte zunächst nach den Menschen sehen, die um Hilfe geschrien hatten.

Als erster tauchte ich in die Nische. Eine Taschenlampe brauchte ich nicht einzuschalten. Das Tunnellicht reichte aus, um die verzerrten Gesichter der jungen Leute zu sehen. Vier waren es.

Zwei Mädchen und zwei junge Männer.

Zitternd wie Schafe im Gewitter drückten sie sich gegen die Rückwand der Nische. Auf den ersten Blick war nicht festzustellen, ob die Ratte sie angegriffen hatte, bis ich näher kam und den blutüberströmten Arm eines jungen Mannes sah.

Da hatten die Zähne der Ratte brutal zugebissen.

Die jungen Leute konnten nicht sprechen, und ich sah, daß sich auch Alain und Meurisse in die Nische drückten.

Aus dem Tunnel hörten wir schrille Schreie. Wahrscheinlich hatte Suko das Riesentier erwischt..

Meurisse hielt etwas in der Hand, mit dem ich schon lange gerechnet hatte. Es war ein Herz.

Das Organ steckte in einer Plastiktüte. Der Agent nickte mir zu, ich nickte zurück. Reden brauchten wir darüber nicht, Meurisse würde für alles sorgen.

Die dunkelhaarige Madelaine Charon fing sich als erste. Sie deutete auf den Verletzten. »Er… er braucht unbedingt einen Arzt!« flüsterte sie.

»Das ist klar«, erwiderte ich. »Laßt mich mal machen!« Alain drängte sich vor. Er besorgte sich Taschentücher und begann damit, einen Notverband anzulegen, um wenigstens die Blutung zu stoppen.

Der junge Mann schaute ihn dankbar an. Ich wandte mich an die anderen drei. »Ihr seid Studenten?« Sie nickten.

»Habt ihr eine Party gefeiert?«

»Oui, Monsieur«, sagte Henri Druc. »Aber wir waren eigentlich fünf. Bernard Sirini hat es erwischt.«

»Die Ratte?«

»Wo wir unseren Lagerplatz und das Feuer hatten. Auf einmal tauchten die beiden Riesenratten auf. Das war furchtbar, kann ich Ihnen sagen. Die kannten keine Gnade.«

Paul Meurisse schüttelte den Kopf. »Habt ihr nicht gewußt, daß diese Parties verboten sind?«

»Natürlich, aber wer hält sich schon daran?«

Eine gute Frage, wirklich. Jedenfalls hatten wir die Studenten retten können. Immerhin etwas. »Und es ist bei zwei Ratten geblieben? Ihr habt keine weiteren gesehen?«

»Nein.«

»Das ist seltsam.«

»Wieso?«

Ich winkte ab. »Seltsam war der falsche Ausdruck. Ich würde sagen, gut, dann können wir davon ausgehen, daß diese große Gefahr vorbei ist.« Nachdenklich schaute ich in die sich allmählich entspannenden Gesichter der Studenten. »Ihr habt nicht zufällig einen Freund hier unten gesehen? Einen jungen Mann in eurem Alter…«

»Nein, keinen.«
»Auch nichts gehört?«
»Was denn?«
»Daß er irgendwelche Worte oder Befehle geschrien hat, die an die Ratten gerichtet waren.«
»Tut uns leid, Monsieur«, antwortete die blonde Giselle Virain, »wir haben keinen anderen hier unten getroffen. Außer Ihnen natürlich.« Sie lächelte.
»Da kann man nichts machen«, sagte ich und hob die Schultern.
Unsere Pläne waren durcheinandergeraten. Wir hatten uns eine Bürde aufgeladen, an der wir schwer trugen.
Ich war dafür, daß die vier Menschen aus den Katakomben geschafft wurden.
Auch Meurisse stimmte mir zu. »Nur ist da noch eine Sache«, sagte der Agent. »Wie wollen Sie es schaffen, Ihren Freund Pierre Trudot zu finden?«
»Das frage ich mich auch. Ich hatte nämlich daran gedacht, daß Alain die vier aus den Katakomben bringt.«
»Wenn es nur darum geht, sollten Sie sich keine Gedanken machen, Monsieur«, vernahmen wir außerhalb der Nische eine Frauenstimme.
Ich drehte mich um.
Vor mir stand jemand, den ich kannte.
Es war Claudine!
Wir alle sahen ihr die Angst an. Sie wußte auch nicht, wie sie sich verhalten sollte. Mir kam es vor, als würde sie auf dem Sprung stehen und nur darauf warten, mit einem Satz verschwinden zu können, was ich nicht hoffte und deshalb in einer vertrauenserweckenden Geste meinen rechten Arm vorstreckte.
»Bitte, Claudine, kommen Sie!«
Das Mädchen nickte, setzte sich in Bewegung und warf Paul Meurisse einen scheuen Blick zu.
Der Agent schaute zu Boden. Ich erkannte an dieser Geste, daß er sich heraushalten wollte.
Claudine trug die gleiche Kleidung wie beim erstenmal, als wir sie kennengelernt hatten. Ihr Lächeln war scheu, verlegen, und ich wußte, daß sie mir etwas sagen wollte.
»Bitte, Claudine, reden Sie«, machte ich ihr Mut. »Es wird wirklich nicht schlimm.«
»Natürlich, Monsieur, natürlich.« Sie bat um eine Zigarette, bekam sie auch und rauchte, während sie erzählte und auf die Fußspitzen starrte.
Wir erfuhren von ihrem schlechten Gewissen, das sie geplagt hatte, denn die ganze Wahrheit hatte sie uns nicht gesagt.
»Dann wissen Sie also, wo sich Ihr Freund verborgen hält?«

erkundigte ich mich.

»Ja, das weiß ich.«

Ich lächelte, denn nun brauchten wir Alain nicht mehr. Auch Meurisse hatte begriffen. Als er mit Alain redete, sprach er genau in meinem Sinne. »Sie können mit den jungen Leuten die Unterwelt verlassen.«

Alain nickte, und Meurisse schaute die vier Studenten an.

»Allerdings habe ich noch Fragen, und die werde ich Ihnen später stellen. Also, halten Sie sich bereit! Ist das klar?«

»Selbstverständlich«, lautete die Antwort.

Alain und die vier Studenten konnten gehen. Die jungen Leute bedankten sich bei uns, während Alain die Hand ballte und uns mit diesem Zeichen viel Glück wünschte.

»Woher kennen Sie Pierres Versteck?« fragte Meurisse.

»Er hat mich mal mitgenommen.«

»Und womit beschäftigt er sich wirklich?« wollte ich wissen.

Claudine hob die schmalen Schultern. »Ich kann es Ihnen nicht genau sagen. Von der Uni wurde er gefeuert. Die Gründe sind mir eigentlich unbekannt, so daß ich raten muß. Wahrscheinlich hat es mit seinen Experimenten zusammengehangen.«

»Ja, das nehmen wir auch an.«

»Beschäftigt er sich nur mit Ratten?« fragte ich.

»Nein, auch mit anderen Tieren. Er hat sich schon Hamster und Meerschweinchen besorgt und redete immer davon, den großen Durchbruch zu erzielen und einmal weltberühmt zu werden. Aber das ist nun vorbei, wie Sie sich vorstellen können.«

»Wir glauben es auch.« Ich legte meine Hand sachte gegen Claudines Rücken und drückte sie herum. »Zeit haben wir nicht mehr zu verlieren. Führen Sie uns in seine Behausung.«

Claudine schaute zu mir hoch. »Und was ist mit Ihrem Kollegen? Ich konnte sehen, wie er die Riesenratte verfolgte.« Im nachhinein bekam sie noch einen Schauer.

Suko war in der Tat ein Problem. Ich schaute aus der Nische nach links. Dort hätte ich Suko oder die Überreste der Ratte eigentlich sehen müssen. Das war nicht der Fall. Nur das graue Wasser schäumte durch den Kanal und zog lange Streifen hinter sich her.

Ich hob die Schultern. »Wollen Sie warten, Meurisse?«

»Nein, ich gehe mit Ihnen. Kann Suko denn nicht selbst auf sich achten?«

»Das schon.«

»Eben. Lassen Sie uns verschwinden, sonst riecht dieser Pierre noch etwas.«

Meurisse hatte recht. Zu dritt machten wir uns auf den Weg, in der Hoffnung, endlich einen Schlußstrich unter den Fall ziehen zu

können…

***

Trotz ihrer Größe war die Riesenratte sehr schnell und beweglich.

Bevor Suko seine Peitsche einsetzen konnte, verschwand der große graue Körper in den schmutzigen Fluten, wurde von der Strömung gepackt und mitgerissen. Zudem tat die Ratte auch nichts daran, sich zu wehren. Sie wollte auf diesem Wege fliehen.

Die Ratte hatte Glück. Erstens besaß Suko seine Beretta nicht mehr, und zweitens glich die Ratte, als sie in die Fluten eingetaucht war, einem Chamäleon, denn ihr Fell unterschied sich kaum von der Farbe des Wassers. Suko mußte schon sehr genau schauen, um die Monsterratte auch erkennen zu können.

Hin und wieder, wenn irgendwelche Wellen querliefen, wurde der Körper auch hochgespült, dann verschwand er wieder, geriet abermals an die Oberfläche, und das Spiel begann von vorn.

Das Wasser floß sehr schnell.

Suko hatte Mühe, mit dieser Fließgeschwindigkeit Schritt zu halten.

Der Steg war zwar breit genug, leider auch rutschig. Suko kam nicht so schnell voran, wie er es sich gern gewünscht hätte.

Und mit einem weiteren Problem hatte er zu kämpfen. Es waren die normalen Ratten, die den Weg ihres übergroßen Artgenossen begleiteten. Nicht so sehr auf Sukos Seite, sondern auf der anderen des Kanals huschten sie her und hielten sich stets im Schatten der Wand.

Auch Suko wurde verfolgt. Wo die Ratten auf einmal hergekommen waren, konnte er auch nicht sagen. Sie mußten überall in den Wänden ihre Schlupflöcher haben, jedenfalls waren sie plötzlich da und wirbelten um Sukos Füße. Wenn sie ihm zu nahe kamen, trat der Chinese zu. Einige erwischte er auch und schleuderte sie gegen die Wand oder ins Wasser.

Wieder tauchte die Riesenratte auf. Sie hatte sich auf den Rücken gedreht. Ihr Bauch schimmerte weißlich, und über ihm liefen die langen Schaumstreifen der Strömung.

Hätte Suko die Beretta gehabt, das Ziel wäre optimal gewesen. So aber mußte er näher an die Ratte heran, und er dachte bereits darüber nach, ob er nicht auch in den Kanal springen und sich treiben lassen sollte, dann konnte er die Ratte besser erreichen.

So lange es eben möglich war, wollte Suko diese Lösung nicht in Betracht ziehen.

Dann passierte es.

Der Kanal wurde ein wenig enger. Sie hatten sich einer Kreuzung genähert, und auch die Ratte schien zu spüren, daß die Fluten sie nicht mehr so weiter treiben würden wie bisher.

Sie zog die Konsequenzen.

Suko war überrascht, als er den menschengroßen Körper aus dem Kanal auftauchen sah. Ferner wunderte er sich darüber, daß die Ratte es nicht geschafft hatte, sich von selbst zu verkleinern, dann wäre ein Entkommen fast hundertprozentig gewesen.

Nein, sie kam als Riesenbiest.

Und sie hatte Unterstützung.

Auch die Nager auf der anderen Seite des Kanals hielt nichts mehr auf dem Steg. Die kräftigsten von ihnen übersprangen das Wasser und landeten auf Sukos Seite, denn sie wollten das Auftauchen ihres »großen Bruders« decken.

Suko wehrte sich.

In einer Hand hielt er die Peitsche. Sie half ihm gegen die normalen Ratten überhaupt nichts. Die mußte er allein durch seine Körperkräfte und seine Schnelligkeit besiegen.

Ratten können sehr fest zubeißen und einem Menschen auch starke Verletzungen zufügen. Zudem waren sie Überträger zahlreicher Krankheiten, und es gelang auch zwei Tieren, sich an Sukos Kleidung festzubeißen. Noch kamen die Zähne nicht durch, und der Inspektor packte zu. Seine Finger der linken Hand wühlten sich in das feuchte Fell des ersten Tieres. Er riß die Ratten los, schleuderte sie zu Boden, und mit der zweiten geschah das gleiche.

Den harten Aufprall überlebten beide nicht.

Suko nahm jetzt auf die anderen Nager keine Rücksicht. Sollten sie ihn ruhig anspringen, sie jedenfalls waren nicht so schlimm wie das Riesenvieh vor ihm. Suko griff es an.

Die Ratte hatte den Kanal verlassen. Wenn sie auf ihren vier Beinen stand, war sie sogar noch größer als der Chinese, und sie wollte es so machen wie auch bei Bernard Sirini.

Einmal springen und den Körper des Menschen unter sich begraben, um diesen mit dem Gewicht zu erdrücken.

Suko lief vor, die Ratte duckte sich zum Sprung, und der Chinese spürte die trommelnden Schläge in seinem Rücken, als ihn die anderen Tiere ansprangen.

Er wußte, daß sie sich festbeißen würden, aber darum konnte er sich jetzt nicht kümmern, die Ratte war wichtiger. Sie stieß sich ab.

Suko schlug zu.

Hoch hatte er den Arm gereckt, und auch die drei mit Magie geladenen Riemen der Peitsche flatterten in die Höhe, wobei sie gleichzeitig noch auseinanderfächerten und den Körper an drei entscheidenden Stellen unter dem Bauch trafen.

Suko hörte noch das Klatschen. Gleichzeitig verdunkelte sich sein Blickfeld. Er wußte von der Gefahr, warf sich nach links, wo die Gangwand war, und konnte dem Aufprall dennoch nicht entgehen, denn die Ratte preßte ihn zwischen Wand und Boden fest.

Der Inspektor spürte den gewaltigen Druck des Körpers. Es war grauenhaft, er wollte schreien, doch das gelang ihm nicht mehr, denn auch das Gesicht wurde in das nasse Fell gedrückt.

Sekundenlang rührte sich keiner von ihnen. Suko bekam Angst.

Trotz seiner miesen Lage versuchte er, sich gegen den Rattenkörper zu stemmen und ihn wegzudrücken.

Das Gewicht war zu groß. Jetzt konnte er nur mehr seine Hoffnung auf die Magie der Dämonenpeitsche setzen. Wenn ihre Kraft voll zum Tragen gekommen war, hatte er noch eine Chance.

Eingeklemmt lag er da und wartete. Der Körper zuckte. Die Ratte schien erneute Schläge oder Stromstöße bekommen zu haben, so ähnlich reagierte sie in diesen Augenblicken.

Dieses Zucken ließ in Suko wieder Hoffnung aufkeimen. Sollte er es tatsächlich geschafft haben?

Dann hörte er die Schreie, bekam auch Luft, da sich der schwere Rattenkörper zurückzog.

Das Fiepen war schrill und kreischend. Suko glaubte auch, eine gewisse Angst herauszuhören. Er zog die Beine an, stemmte seine Füße gegen den Bauch der Ratte und drückte den starken Körper so zurück, damit er auch die Freiheit und Platz bekam.

Er konnte wieder besser atmen und sich sogar in die Höhe stemmen.

Dabei drückte er seinen Rücken gegen die Wand, gab sich selbst eine Hilfe und schaute auf den Rattenkörper.

Die normalen Nager interessierten ihn nicht. Sie interessierten sich auch nicht für Suko, denn sie umkreisten ihren mutierten Artgenossen völlig aufgeregt, der sich bereits im Stadium der magischen Auflösung befand.

Die Magie der Peitsche hatte gereicht.

Suko wischte über sein Gesicht, und ein Lächeln zuckte kurz über die Lippen.

Diese Ratte würde keinen mehr töten!

Sie versuchte noch, der Auflösung und dem Schrumpfungsprozeß Herr zu werden, schaffte es aber nicht. Auch wenn sie sich drehte und sich mit den Pfoten gegen die Wand stützte, als könnte sie von ihr eine Hilfe erwarten.

Sie sackte immer wieder zusammen.

Vor Sukos Füßen blieb sie liegen. Ein zuckendes fiependes Bündel Fell, das immer mehr zusammenfiel und schließlich die Größe einer normalen Ratte angenommen hatte.

Der Chinese bückte sich und nahm das Tier hoch. John Sinclair hatte die Taube angefaßt. Zwischen seinen Fingern war sie zerbröselt.

Suko erlebte das gleiche Phänomen. Auch die Ratte verging, als er mit den Fingern gegen sie drückte. Und wie bei der Taube blieb auch hier etwas zurück, das Suko aufstöhnen ließ.

Ein menschliches Herz.
Das dritte und damit auch das letzte, denn drei Mädchen waren in London getötet worden.
Und dieser Killer lief noch frei herum. Auch Suko hatte eine Folientüte eingesteckt. In ihr ließ er das Herz verschwinden. Sein Gesicht war hart, als er sich auf den Rückweg machte. Die anderen Ratten begleiteten ihn, aber sie griffen nicht an.
Ihr Anblick brachte Suko auf eine Idee. Er dachte daran, daß ihn die Ratten attackiert hatten, drehte seinen Arm auf den Rücken und fühlte dort nach.
Die Kleidung war zerfetzt. Scharfe Rattenzähne hatten sie aufgehackt, und sie waren auch durchgekommen bis an das Fleisch, denn Suko spürte Schmerzen und fühlte eine klebrige Feuchtigkeit an seinen Fingerkuppen. Das mußte Blut sein.
Er lief weiter.
Eigentlich hätte er die anderen schon sehen müssen. Weder eine Spur der Geretteten noch eine von Sukos Begleitern. Die Nische und auch die Stelle, wo sie vor ihr gestanden hatten, präsentierten sich völlig leer.
Da war nichts zu machen.
Suko ballte die Hände. Da auch Alain verschwunden war, befand er sich allein hier unten, und er wußte nicht, wo sich das Versteck dieses Pierre Trudot befand.
Alain hatte nur die Richtung angegeben, in die sie gehen sollten.
Dahin wandte sich auch Suko. In der Hoffnung, daß ihn ein glücklicher Zufall auf die Spur der Freunde brachte…

***

Jane Collins hockte in der Vitrine wie eine gefesselte Puppe. Der Würfel lag auf ihrem Schoß, aber sie konnte ihn nicht für sich aktivieren, denn sie hatte noch immer unter den Nachwirkungen des Schlages zu leiden. Bei ihr ein Zeichen, daß ihr Menschsein nicht völlig gelöscht war und sie auch innerlich so fühlte.
Nur allmählich überwand sie die Folgen der beiden Treffer und öffnete die Augen.
Zunächst wußte sie nicht, wo sie sich befand. Die körperlichen Reaktionen hatten noch nicht eingesetzt, ihr Blickfeld war stark eingeschränkt, zudem verschwand alles vor ihren Augen, so daß sie keine klare Sichtperspektive mehr besaß.
Hinzu kam das Glas, das sie von allen vier Seiten einrahmte, zwar durchsichtig war, aber den Blick nicht verschärfte wie zum Beispiel die Linse bei einem optischen Gerät.
Das Gegenteil war der Fall, Als erstes stellte Jane fest, daß sich in ihrem Kopf ein kleines Feuerwerk abspielte. Da hämmerte und tobte

es. Gegen dieses Feuerwerk kam sie nicht an, und die zweite Feststellung traf sie wesentlich härter.

Man hatte sie gefesselt.

Als Jane versuchte, ihre Arme oder die Beine zu bewegen, mußte sie erkennen, daß dies nicht möglich war. Um keinen Zoll konnte sie aus dieser Lage weiterrücken.

Sie hing fest.

Mit angewinkelten Beinen saß sie da und hatte das Gefühl, die Adern mit Eisen ausgestopft bekommen zu haben. Die Wellen der Erinnerung drückten sich in ihr Bewußtsein und spülten das hoch, was in der letzten Zeit vor der Bewußtlosigkeit geschehen war. Jane wußte plötzlich, daß man sie übertölpelt hatte. Es war nicht einer ihrer kampferprobten Gegner gewesen, sondern ein harmloser Jüngling, ein Typ, über den sie eigentlich nur lachen konnte und der ihr das Gegenteil bewiesen hatte.

Verdammt auch, das war ihr noch nie passiert.

Weit hielt sie die Augen offen, schaute nach unten und sah den Würfel auf ihrem Schoß.

Dieser Anblick munterte sie wieder auf. Sogar ein Lächeln zuckte über ihre Lippen, denn Janes Meinung nach hatte der andere einen Fehler begangen, indem er ihr den Würfel mit in ihr Gefängnis gegeben hatte.

Er wußte ja nichts von der Kraft, die in dieser magischen Waffe steckte.

Jane war fest entschlossen, den Todesnebel zu produzieren, und sie wollte zuschauen, wenn diesem Pierre das Fleisch von den Knochen fiel, denn der Nebel wirkte wie eine alles zerstörende Säure.

Dumpfe Geräusche schreckten sie aus ihren finsteren Rachegedanken.

Zunächst wußte Jane nicht, wo sie herkamen, bis sie den Kopf ein wenig nach rechts drehte und feststellte, daß es Schritte gewesen waren, die so in ihrem Schädel widerhallten.

Da kam jemand.

Die Scheibe der Vitrine verzerrte den Blickwinkel. Jane konnte nichts klar erkennen, bis sich allmählich aus dem Nebel eine Gestalt schälte und sie Pierre Trudot erkannte.

Der junge Mann hatte sich gebückt, damit er von der Seite her in die Vitrine hineinschauen konnte. Er bewegte sich lautlos. Jane hörte ihn nicht gehen, sie sah nur, wie er dicht vor der Vitrine stehenblieb und sein Gesicht gegen das Glas preßte.

Dadurch wurden seine Züge eingedrückt, und das Gesicht verzerrte sich zu einer breiten Masse. Die Augen wirkten auf Jane wie verschwommene Kugeln, nur die Pupillen waren seltsam klar, und die ehemalige Detektivin las in ihnen den Willen zur Vernichtung.

Bisher hatte sich Pierre nur mit einer Hand abgestützt. Nun zeigte er

auch seine andere. In der Faust hielt er das Messer. Die blanke Klinge schaute hervor, und er brachte sie bis dicht an die Scheibe, so daß die Spitze über das Glas kratzen konnte. »Hallo, Hexe!« sagte er laut, damit auch Jane ihn verstehen konnte. »Wie fühlst du dich denn?«

Jane Collins schwieg. Sie hatte den Kopf so weit wie eben möglich gedreht und blickte den Studenten durch die Glasscheibe nur verächtlich an.

Er lachte. »Du sprichst wohl nicht mit jedem, wie? Aber das wird dir vergehen, kann ich dir sagen. Weißt du eigentlich, was ich mit dir vorhabe, Hexe?«

»Ich kann es mir denken.«

»Richtig, ich werde dich töten. Aber du weißt nicht, wie das geschehen wird. Dabei solltest du es eigentlich wissen, denn erinnere dich mal an London.«

»Was hat das damit zu tun?«

»Viel, sehr viel sogar. Denn in London habe ich angefangen. Ich habe dort drei Mädchen getötet. Ich bin extra in diese Stadt gefahren, um falsche Spuren zu legen. Ich habe mir die drei geholt und ihnen die Herzen genommen. Verstehst du nun?«

Der ist irre, dachte Jane. Aber bin ich das nicht auch als Hexe?

Gleichzeitig dachte sie weiter und auch an den Teufel, denn nur er konnte solche Befehle gegeben haben. Niemand war so schlimm wie der Höllenherrscher, keiner kannte so wenig Gnade, und er fand stets Menschen, die ihm gehorchten und hörig waren.

Auch Jane war es so ergangen. Jetzt allerdings war sie in den Augen des Satans eine Verräterin, die vernichtet werden mußte. Pierre Trudot lachte. »Hast du Angst?« fragte er. »Hast du denn wirklich keine Angst?«

»Nein!«

Mit dieser Antwort hatte Jane nicht einmal gelogen, obwohl der andere sie ihr nicht abnahm, denn er begann zu lachen. »Natürlich hast du Angst.«

Jane schwieg. Sie dachte an den Würfel. Ihn würde sie aktivieren, sie brauchte sich nur auf den Mann zu konzentrieren, dann würde er ihr zur Seite stehen, damit sie dieses für sie unwürdige Gefängnis verlassen konnte.

Pierre starrte noch immer in die Vitrine. Mit der Messerspitze fuhr er über das Glas und malte Figuren. »Keine Chance«, sagte er dabei. »Du hast keine Chance«

»Ich gebe dir eine, wenn du mir die Fesseln abnimmst.«

»Und wenn ich es nicht tue?«

»Muß ich dich töten!«

Pierre hörte die Worte, allein er konnte sie nicht glauben, denn er schüttelte den Kopf. »Das darf doch nicht wahr sein«, erwiderte er.

»Du willst mich töten?«
»Ja, das werde ich.«
»Wie denn?« schrie er und beugte seinen Oberkörper zurück.
»Wie willst du das schaffen?«
»Vergiß nie, daß ich eine Hexe bin.«
»Ja, eine gefangene Hexe!«
»Nur bin ich nicht wehrlos, trotz der Fesseln!«
»Doch, Jane Collins, du bist es!« Die ehemalige Detektivin schreckte zusammen, als sie die Stimme vernahm, die so rauh und hart an ihre Ohren gedrungen war. Sie wußte genau, wer da gesprochen hatte.
Asmodis!
Daß sie sich nicht getäuscht hatte, bekam sie in den nächsten Sekunden bewiesen, denn dicht vor ihr und innerhalb der Vitrine, schwebte die Fratze, die sie einmal so geliebt hatte und jetzt haßte.
Das dreieckige Gesicht des Teufels!
Über dem Würfel stand es dort als eine feurige, geisterhafte Erscheinung und bewegte sich nicht. Ein ruhender Pol, für Pierre ein Garant der Sicherheit, denn bisher hatte ihn der Teufel nicht verlassen und würde es auch nicht tun.
Für Jane Collins war der Student und Teufelsdiener uninteressant geworden, ihr Blick galt einzig und allein dem Höllenherrscher, und die beiden schauten sich starr an.
Sie hatten sich viel oder gar nichts zu sagen, es kam auf den Standpunkt an. Beide wollten die Vernichtung des anderen, und wieder sah es so aus, als hielte Asmodis die besseren Karten in der Hand, trotz des Würfels, der sich in Janes Nähe befand.
Sie dachte ganz richtig. Wenn sich der Satan zeigte, obwohl der Würfel des Unheils in seiner Nähe lag, hielt er einen dicken Trumpf in der Hinterhand.
Krampfhaft überlegte die Hexe, wie dieser Trumpf aussehen könnte, doch sie kam zu keinem Ergebnis.
»Diesmal bist du mir in die Falle gegangen«, stellte der Teufel fest.
»Du hast dich überschätzt, denn nicht jeder ist so harmlos wie er aussieht.« Die letzte Bemerkung war auf den jungen Mann gemünzt.
»Ich dachte mir schon, daß du ihn auf eine gewisse Art und Weise nicht ernst nehmen würdest, aber er handelt genau in meinem Sinne. Er hat dich in die Vitrine der Eisherzen geschafft, und hier wirst du dein erbärmliches Leben aushauchen. Ich schaue dabei zu, wenn er dir dein Herz nimmt.«
Jane lachte auf. Noch immer verließ sie sich auf den Würfel. »Irrtum, Asmodis, ich kann mich sehr gut wehren, auch wenn ich gefesselt bin. Verlaß dich drauf.«
»Meinst du damit deinen Würfel?«
»Bestimmt.«

»Du Närrin.« Der Satan begann zu lachen. »Denk doch mal nach. Wenn der Würfel dir wirklich helfen könnte, hätte ich ihn dann zu dir in die Vitrine gelassen? Nein, Jane Collins, er nutzt dir nichts, denn dieses Gefängnis befindet sich unter meiner Kontrolle.«…

Kontrolle…

Kontrolle…

Jane Collins hörte das letzte Wort des Teufels doppelt und auch dreifach. Sie wollte ihrem Gegner beweisen, daß mit ihr nicht zu spaßen war und konzentrierte sich auf die Energie des Würfels, um sie freiwerden zu lassen.

Es blieb beim Versuch.

Jane erschrak heftig. Es war ihr einfach unmöglich, sich auf den Würfel einzustellen, die Gedankenströme liefen nicht mehr, sie waren zu träge geworden.

Regelrecht starr…

Genau das empfand sie als das Stichwort. Auch der Blick durch das Glas gelang ihr nicht mehr, weil sich von innen her etwas Starres auf die Scheiben gesetzt hatte.

Starr wie Eis!

Auf einmal war die Kälte da. Sie schien aus unsichtbaren langen Fingern zu bestehen, die auf und in ihren Körper krochen und jedes Detail erfaßten.

Die magische Kälte biß zu, und Jane konnte sich nicht dagegen stemmen. Es war kein normales Eis und auch keine normale Kälte, wie man sie vom Wetter her gewohnt war, nein, diese hier fror zudem noch ihr Gehirn ein. Sie verstopfte die Adern, sie nahm ihr die Gedanken, denn sie breitete sich über ihr Gedächtnis aus, so daß Jane den Würfel zwar anschauen, ihn aber nicht einsetzen konnte.

Wenn er nicht aktiviert oder geleitet wurde, reagierte er auch nicht.

Und der Satan lachte. Sein Gesicht schwebte nach wie vor innerhalb der Vitrine. Er freute sich, daß Jane Collins so wehrlos in dem Gefängnis saß und auf die Stricke ihrer Fesseln schaute, die sich mit einer dünnen Schicht überzogen hatte.

Magisches Eis…

»Diesmal nicht, Jane Collins«, sagte der Satan. »Diesmal kommst du nicht mehr weg. Ich habe dich und werde dich nicht abgeben, darauf kannst du dich verlassen. Der Holzschnitzer schaffte es nicht, da hat man dir geholfen. Zwar ist dein ehemaliger Freund John Sinclair auch in der Nähe, aber er ist beschäftigt. Vielleicht werden ihn die Riesenratten fressen, wer kann das wissen? In Pierre habe ich einen außergewöhnlichen Diener gefunden, wie du inzwischen weißt.«

Auch der junge Student hatte die Worte vernommen. Sehr eifrig nickte er. »Soll ich es jetzt machen?« fragte er.

»Ja, du kannst dich langsam darauf vorbereiten. Ich werde ihr nur

noch ein paar Worte mit auf den Weg ins Jenseits geben. Du hast mich verraten, Jane Collins, das weißt du genau. Und wer mich verrät, bei dem kenne ich kein Pardon. Ich habe meine treuste Dienerin Wikka mit durch deine Schuld verloren, das sollst du mir büßen. Als Andenken werde ich dein Herz behalten und vielleicht auch deinen steifen, eingefrorenen Körper, denn ich denke nicht mehr daran, die Magie, die in dieser Vitrine steckt, aufzulösen. So wirst du so lange vereist bleiben, bis es mir vielleicht irgendwann einmal einfällt, dich zu befreien. Aber nur vielleicht, Jane Collins. Mach dir keine Hoffnungen. So lange wirst du ein toter Eiskörper bleiben. Na, ist das was?«

Jane wollte antworten. Da stellte sie fest, daß sie ihre Lippen nicht mehr bewegen konnte. Sie lagen fest aufeinander, und zwischen ihnen befand sich eine dünne Schicht aus Eis.

Der Teufel ließ ihr keine Chance.

Er wandte sich wieder an seinen jungen Diener. »Pierre, ich weiß, daß du wartest. Walte deines Amtes. Öffne die Vitrine, und dann werde ich dir zuschauen, wie du ihr das Herz nimmst!«

Jane hatte die Worte vernommen, und sie wußte, daß sie kein Bluff waren. Lief nun alles dem endgültigen Ende entgegen? War sie verloren? Hatte der Teufel gewonnen?

In ihrem Hals saß ein dicker Kloß. Eigentlich hatte sie etwas sagen wollen, doch das gelang ihr nicht mehr, sie schaffte es auch nicht, den Kopf zu drehen. Ihr gesamter Körper schien sich jetzt schon in einen Eisblock verwandelt zu haben.

Wenn der andere zustach, würde sie die grausamen Schmerzen spüren, die mit dieser schrecklichen Tat verbunden waren.

Sie sah ihn nicht, denn die Seiten der Vitrine waren völlig vereist.

Nur mehr seinen Schatten erkannte sie, der sich nun streckte, als sich zwei Hände auf den Deckel der Vitrine legten.

Sie hoben ihn hoch.

Ruckartig geschah dies. Jane Collins hoffte stark, daß warme Luft in das Gefängnis strömen würde, um die Starre aufzulockern. Wenn dies der Fall war, so merkte sie es nicht, denn die Vereisung blieb.

Nach oben konnte sie blicken und auch ins Freie, denn die Klappe stand aufrecht.

Pierres Gesicht erschien.

Eine Killerfratze. Neben ihr das Messer mit der langen Klinge und den scharfen Seiten.

Ein Monster konnte nicht schlimmer als dieser junge Mann aussehen, der unter Satans Bann stand. Daß er morden wollte, stand ihm ins Gesicht geschrieben. Auch seine Haut schien vereist zu sein. Jede Falte, jede Pore an ihm war starr.

Jane konnte den Würfel sehen. Auch er hatte sich verändert. Zwar

schimmerte noch in dem rotvioletten Farbton, doch er war merklich blasser geworden, weil eine feine, kristalline magische Eisschicht über ihm lag und die Verbindung zwischen ihm und Jane Collins buchstäblich eingefroren hatte.

Der Würfel, auf den sie so vertraut hatte, würde ihr nichts nutzen.

Alle Mühe, ihn zu besitzen, war umsonst gewesen.

Die Vitrine stand zwar nicht sehr hoch, dennoch mußte sich Pierre Trudot tief bücken, um Jane Collins zu erreichen, obwohl die Messerklinge die Verlängerung seiner Hand war.

Jane sah die Spitze über sich schweben. Sie schielte zur Seite und erkannte, daß die Waffe ihre Brust in Herzhöhe treffen würde – wenn sie nach unten fuhr.

Atmete sie selbst noch?

Sie wußte es nicht. Die Funktionen des Körpers waren eingefroren. Sie konnte nur gefesselt in der Vitrine hocken und ihrem Schicksal in die Augen schauen.

Das Messer, der Teufel und der Student.

Die drei bildeten die Einheit, die Jane Collins endgültig vernichten konnte.

Ein wenig hatte Pierre seine Hand gedreht. Auch die Augen waren mehr verengt. Er schaute jetzt genau hin, suchte sich bereits einen Zielpunkt aus, wo er das Messer ansetzen konnte.

Sein Mund zog sich in die Breite. »Ja, so habe ich dich gut. Du sitzt fantastisch.«

Dann stieß er zu. Eine heftige, dennoch kontrollierte Bewegung.

Jane wartete auf den Schmerz. Sie rechnete damit, Blut fließen zu sehen, doch beides trat nicht ein.

Pierre hatte nur ihre Kleidung an der Stelle aufgeschnitten, die er sich ausgesucht hatte.

Der Stoff fiel nach zwei Seiten weg. Die blanke Haut lag vor den Augen des Mörders.

Noch tiefer senkte er die Waffe.

Er bekam Kontakt. Auch Jane spürte die Spitze, und plötzlich war ihr klar, daß es tatsächlich keine Rettung mehr für sie gab. Bisher hatte sie sich damit nicht abfinden wollen, nun mußte sie sich eingestehen, daß der Teufel gewonnen hatte.

Und dieses Wissen, gepaart mit der Todesangst, die auch eine Hexe wie sie spürte, löste sich in einem gellenden Schrei.

Auch er konnte Pierre nicht abhalten. Was er in London begonnen hatte, führte er hier fort…

***

Claudine Auber war verzweifelt.

Sie stand da, schaute uns an, hob die Schultern, breitete die Arme

aus und begann zu weinen. »Ich… ich … bin völlig durcheinander. Ich finde den Weg einfach nicht mehr.«

Paul Meurisse setzte bereits zu einer scharfen Erwiderung an, als ich die Hand hob, so daß er schwieg. »Überlegen Sie genau, Claudine, und in aller Ruhe.«

Sie nickte. Mit einem Taschentuch trocknete sie ihre Tränen. »Da muß es irgendwo eine Treppe geben, die zu diesen beiden Verliesen hinführt. Soweit weiß ich Bescheid.«

»Hier in der Nähe?«

»Eigentlich ja.«

»Aber Sie wissen es nicht genau«, sagte der Agent.

»Das ist es ja eben. Hier sieht alles so gleich aus, wenn Sie verstehen!«

Ich verstand sie schon. Auch Meurisse mußte dafür Verständnis haben.

In der Tat sah alles gleich aus. Da waren die Gänge, die Kanäle, die Nischen, die Stege, dies alles trug dazu bei, uns und das Mädchen zu verunsichern. Natürlich hatten wir nach einer Treppe Ausschau gehalten, auch welche gefunden, es waren immer die falschen gewesen, denn sie endeten jedesmal vor vergitterten Türen.

Was sollten wir da noch machen?

»Wir suchen weiter«, sagte Meurisse und nahm Claudine kurzentschlossen an der Hand. »Kommen Sie.« Das Mädchen nickte.

»Wäre ich doch bloß nicht auf die Idee gekommen, den Schreien zu folgen. Da habe ich mich praktisch verlaufen.«

»Vielleicht finden Sie einen markanten Punkt, an den Sie sich erinnern werden«, machte ich ihr Mut. »Hoffentlich.«

Wieder verging Zeit. Wir bewegten uns längst nicht mehr innerhalb des Hauptkanals, sondern in schmaleren, flacheren und auch noch mehr stinkenden.

Uns fehlte Alain. Ich gestand mir ein, einen Fehler gemacht zu haben, als ich ihn wegschickte. Nun war nichts mehr daran zu ändern. Wir mußten in den sauren Apfel beißen und uns auch zum Teil auf unser Glück verlassen. Es war ein sehr schmaler Steg, über den wir uns bewegten. Weiter vorn schimmerte Licht. Wir hatten die Hoffnung, einen breiteren Kanal zu erreichen. Und als wir an der Einmündung standen, da ließ sich Claudine auch nicht mehr weiterziehen. »Was ist geschehen?« fragte ich.

Sie nickte heftig. »Das ist es. Ja, das ist es. Hier kenne ich mich wieder aus.« Sie schaute mich gespannt an.

»Und die Treppe?« fragte ich.

»Befindet sich hier in der Nähe!«

»Wo denn?« fragte Meurisse. »Ich glaube, wir müssen nach links.«

»Glauben heißt nicht wissen.«

»Lassen Sie sie doch«, sagte ich. Dann nickte ich Claudine Auber zu. »Es ist schon gut.«

Wir drückten uns am Kanal entlang, in dem es schäumte und flutete.

Und plötzlich sahen wir die Lücke.

Wieder stoppte Claudine. Ihre Bemerkung klang wie ein erleichtertes Stöhnen. »Da ist es.«

Ja, wir sahen die Treppe, die in die Höhe führte. Es waren sogar ziemlich breite Stufen.

Ich machte den Anfang, nahm zwei auf einmal, und erreichte auch als erster das Ziel. Hinter mir kamen Meurisse und das Mädchen. Der Agent hatte Claudine nicht losgelassen. Er wollte nicht, daß sie noch im letzten Augenblick schwankend wurde.

Natürlich war die Tür verschlossen, aber Meurisse hatten solche Hindernisse noch nie gestört. Er holte bereits sein Besteck hervor, das er in das Schlüsselloch schieben wollte.

Ich legte meine Hand auf sein Gelenk. »Nur nichts überstürzen. So leise wie möglich.«

»Ja«, sagte auch Claudine. »Hinter dieser Tür liegt bereits der erste Raum. Sie müssen vorsichtig sein.«

»Bon, verstanden.«

Meurisse gab sich große Mühe. Wir selbst hörten kaum einen Laut, obwohl wir in der unmittelbaren Nähe standen.

Meurisse schaffte es. Sein Gesicht war noch immer angespannt, als er sich in die Höhe drückte, das Besteck wegsteckte und nun Sukos Silberkugel-Beretta hervorholte.

»Wollen wir hoffen, daß er da ist und keine Monster um sich versammelt hat«, sagte ich und wandte mich noch einmal an die hinter mir stehenden Claudine Auber. »Bleiben Sie zurück. Drehen Sie nicht durch. Verstanden?«

Sie nickte heftig. Die Lippen hatten sie fest aufeinandergepreßt, ihr Gesicht hatte einen starren Ausdruck bekommen.

Ich hatte meine Hand schon auf die Klinke gelegt. Alles mußte sehr schnell gehen, deshalb drückte ich die Klinke hart nach unten und rammte die Tür dann ruckartig auf.

Im nächsten Moment huschte ich über die Schwelle!

Ein Verlies und gleichzeitig ein Zimmer. So konnte ich den Raum beschreiben, der vor uns lag.

Ich sah Regale, einen Tisch, Stühle, Bücher, einen Schreibtisch und in der Mitte des Raumes eine auf vier Füßen stehende Glasvitrine, deren Scheiben einen kristallinen Schleier zeigten.

Keine Spur von Pierre.

Und auch keine Riesenratte.

Ausgerechnet der, den wir suchten, war ausgeflogen. Vorsichtig und mit schußbereiten Waffen betraten wir den Raum, während Claudine

auf der Schwelle stehenblieb.

Meurisse schaute nach links, ich nach rechts und auch geradeaus, denn ich entdeckte in diesem Augenblick, daß jemand in der Vitrine hockte.

Nur die Umrisse sah ich und rechnete sogar damit, Pierre Trudot dort zu finden.

»Da ist er!«

Meurisse hatte die Worte ausgestoßen. Er deutete dorthin, wo sich die zweite Tür befand. Da gab es auch eine kleine Nische. In ihr hatte Pierre gelauert, huschte nun hervor, und ein jeder von uns sah das Blitzen der Mörderklinge, die aus seiner Faust schaute.

»Pierre…!«

Es war ein Schrei, der aus dem Mund des Mädchens Claudine drang.

Sie achtete nicht mehr auf unsere Anordnungen und rannte schneller, als wir reagieren konnten, an uns vorbei, wobei sie den Weg zur zweiten Tür hin einschlug, um bei Pierre zu sein.

Meurisse griff noch nach, faßte ins Leere, fluchte und nahm die Verfolgung auf.

Ich nicht.

Es war schon unnatürlich, daß ich so reagierte, aber irgend etwas zwang mich dazu, anders zu handeln. Deshalb setzte ich mich in Bewegung und steuerte mit steifen Schritten die in der Mitte des Raumes stehende Vitrine an.

Dort hockte jemand.

Noch ein Opfer?

Ich spürte plötzlich, daß sich mein Kreuz regte. Dieser Raum war erfüllt von einer starken Magie. Der Teufel hatte hier einen Teil seiner Kräfte konzentriert.

Die obere Klappe der Vitrine stand offen, so daß ich in sie hineinschauen konnte.

Ich blieb daneben stehen, senkte den Blick und hatte das Gefühl, daß mir der Boden unter den Füßen weggerissen wurde und mich ein endloser Schacht aufnahm.

Vor mir lag eine Tote.

Das vierte Opfer des Killers.

Und dieses Opfer hieß Jane Collins. Pierre hatte es so gemacht, wie bei den drei anderen.

Jane Collins besaß kein Herz mehr!

***

Paul Meurisse ärgerte sich, daß es ihm nicht gelungen war, das Mädchen festzuhalten. Claudine brachte es fertig und rannte in ihr Verderben, denn dieser gnadenlose Mörder, den sie endlich gestellt hatten, würde auch bei seiner Freundin keine Rücksicht nehmen, weil

es um seine ureigenste Existenz ging.

Der Agent jagte Claudine nach. Er hatte die zweite Tür noch nicht erreicht, als er schrille Schreie und gleichzeitig das grausame Lachen des Killers vernahm.

»Laß mich los, du – neiiinnn…«

Meurisse wollte schießen, doch er ließ die Waffe sinken. Was er zu sehen bekam, war schlimm.

Pierre Trudot hielt Claudine gepackt. Und Meurisse sah auch das Blut, das aus einer Schulterwunde rann, die der Mann seiner Freundin zugefügt hatte.

Jetzt konnte sich Claudine nicht mehr wehren. Sie war zu schwach geworden und hing bleich im Griff des Killers.

Grell lachte dieser auf. Die Spitze des Messers befand sich nur eine Fingerbreite von der Kehle des Mädchens entfernt. Wenn sich Claudine auch nur falsch bewegte, war es um sie geschehen.

Aus dem Gesicht des Mannes wurde eine Maske. Ein irre klingendes Lachen verließ seine Lippen gleichzeitig mit dem sprühenden Speichel, der sich über die Haare der Geisel ergoß. »Das habt ihr euch gedacht, ihr verdammten Hunde. Aber ihr kriegt mich nicht. Nein, ihr kriegt mich nicht! Ich mache euch fertig. Alle! Und du, Bulle, laß die verfluchte Kanone fallen, oder ich…«

»Schon gut, Trudot, schon gut«, sagte Meurisse mit zitternder Stimme.

»Ich mache alles, was du willst.«

»Das will ich dir auch geraten haben!«

Meurisse öffnete seine Faust. Die Beretta fiel zu Boden, und der Agent kickte sie sogar noch zur Seite, damit der andere überzeugt wurde.

Er nickte auch und sagte: »Ja, das ist brav, wie du das gemacht hast. So freut es mich.«

»Und jetzt?« fragte Meurisse.

Pierre lachte. »Jetzt geht es weiter, wie du dir sicher vorstellen kannst.«

Natürlich konnte er sich das vorstellen. Aber Meurisse war nicht so wehrlos, wie es den Anschein hatte. Suko hatte ihm die Beretta gegeben, um damit gegen die Mutationen zu kämpfen. Zusätzlich trug Meurisse noch seine eigene normale Waffe, und das wußte Pierre nicht, so hoffte der Agent jedenfalls.

»Ihr seid doch zu dritt gekommen!« flüsterte der Killer. »Wo steckt der andere?«

»Im Nebenraum!«

»Er soll kommen!«

Meurisse hob die Schultern und öffnete schon den Mund, um etwas zu sagen, als Trudot noch eine Bemerkung hinzufügte. »Aber

waffenlos.«
»Ich werde es ihm ausrichten.«
Meurisse drehte sich und wurde genau unter Blickkontrolle gehalten.
»John!« rief er.
Er bekam keine Antwort, auch nicht beim zweiten Ruf.
»Du hörst es«, sagte Meurisse. »Er will nicht antworten.«
»Dann stirbt sie!«
Meurisse spreizte die Arme. »Nein, warte. Ich kann doch auch nichts dafür!«
»Hol ihn her!« knurrte Pierre.
Meurisse hob die Schultern. Wieder drehte er sich um und hatte plötzlich die Idee seines Lebens. Er wußte, daß sie riskant war, aber er wollte alles probieren.
Paul wandte sich wieder dem anderen Zimmer zu und hob die Schultern. »Es tut mir leid, aber er ist nicht da!« Innerlich betete er, daß Sinclair richtig reagierte und schwieg.
»Was?«
»Ja, er hat den Raum verlassen!«
»Das kann ich nicht glauben. Ich werde das Mädchen töten! Ich werde…«
»Sieh selbst nach!«
Pierres Gesicht verzerrte sich. »Das könnte dir so passen. Nein, mich legt man nicht rein. Ich habe einen Beschützer. Es ist der Teufel, und er wird mich…«
»Sehr richtig, Pierre. Ich lasse dich nicht im Stich!«
Es war eine dritte Stimme, und Paul Meurisse wußte nicht, wo sie so plötzlich herkam. Er schaute sich um, sah aber nichts und auch Pierre war überrascht.
Meurisse überlegte gar nicht. Er setzte alles auf seine Karte, als er mitbekam, daß die Aufmerksamkeit des anderen ein wenig nachließ.
Noch nie im Leben hatte er so schnell seine Pistole gezogen. Die Hand verschwand unter dem Jackett. Er riß die Waffe hervor, streckte während des Vorwärtssprungs seinen Arm aus und feuerte zweimal.
Er hatte die Kugel hoch angesetzt, und eine davon traf genau ins Zentrum.
Der unheimliche Killer stieß nicht mal einen Schrei aus. Er wurde zurückgewuchtet, fiel bis gegen die Wand, und in seiner rechten Gesichtshälfte war alles voller Blut.
Dann sackte er in die Knie, während Claudia wie erstarrt auf dem Fleck stand und nicht wußte, was sie machen sollte. Sie schien noch nicht begriffen zu haben, daß sie gerettet worden war. Von ihrer rechten Hand tropfte Blut, denn der Messerstich war tief in das Fleisch am Arm gedrungen. Claudia würde überleben, das war sicher.
Paul Meurisse hatte schon mehrmals Personen ihres Zustandes erlebt.

Er wußte, was er tun mußte.
Dem toten Pierre gönnte er keinen Blick mehr, lief auf das Mädchen zu und nahm es in seine Arme.
Er hörte den Seufzer, und plötzlich wurde der Körper, den er hielt, schwer.
Claudine Auber war bewußtlos geworden. Das beste, das ihr in diesem Fall hatte passieren können.
Und einen gewissen Pierre Trudot würde sie hoffentlich so schnell wie möglich aus ihrer Erinnerung streichen…

***

Schon einmal hatte ich dieses Gefühl gespürt, als wäre mir der Boden unter den Füßen weggezogen worden. Und das hatte auch mit Jane Collins zu tun gehabt, als ich feststellen mußte, wer sich hinter der Kapuze des lächelnden Henkers verbarg Sie allein!
Und nun war sie tot.
Ausgelöscht, endgültig, denn sie besaß kein Herz mehr, wie ich erkennen konnte.
Dafür den Würfel, der auf ihrem Schoß stand und ebenfalls von einer dünnen Schicht überzogen war.
Eine eisige Schicht.
Eisherzen…
Mir kam der Gedanke daran, und ich dachte gleichzeitig wieder an Jane, so daß sich meine Gedanken innerhalb des Kopfes regelrecht überschlugen.
Jane war tot.
Immer wieder kehrte ich dahin zurück. Sie lag vor mir, so steif, so starr, anders.
Ich berührte sie und fragte mich gleichzeitig, ob es mir leidtat. Ja, sie war eine Gegnerin gewesen, hatte sogar gemordet, und ich hätte sie gern vor ein ordentliches Gericht gestellt. Aber konnte man einer Hexe den Prozeß machen?
Verrückte Gedanken, alles lief wieder durcheinander. Dennoch spürte ich, daß etwas vom Magen her in die Höhe stieg.
Mußte ich um sie weinen?
Nein, das war sie eigentlich nicht wert. Nach all dem Schrecklichen, das sie zu verantworten gehabt hatte. Dennoch war das Band zwischen uns nicht völlig gerissen gewesen, ein paar Fasern hatten noch immer gehalten.
Aber auch sie waren nun zerstört.
Keine Chance mehr für Jane. Der Satan hatte sein Versprechen eingelöst und sie für ihren angeblichen Verrat bestraft.
Trotz des Würfels.
Das war etwas, über das ich nicht hinwegkam und worüber ich mich

sehr wunderte. Wem der Würfel gehörte, dem gehorchte er auch.
Weshalb hatte Jane ihn nicht gegen den Satan eingesetzt?
Über diese Frage wollte ich nachdenken, es blieb beim Vorsatz, denn ich konnte keinen klaren Gedanken fassen.
Jetzt gehörte er eigentlich mir. Ich wollte ihn auch an mich nehmen und legte beide Hände um die Seiten.
Zunächst spürte ich die Kälte, die gleichzeitig auf meinen Handflächen brannte, so daß ich zurückzuckte.
Da stimmte etwas nicht…
Sogar sehr viel, denn ich hörte eine Stimme.
Auch die von Paul Meurisse, als er nach mir rief. Die andere Stimme aber war wichtiger.
Sie gehörte einer Frau.
Tanith…
»John Sinclair, höre mir genau zu, da ich mich nur kurz melden kann. Die Verbindung versucht jemand zu stören. Wahrscheinlich der Satan. Es gibt eine Rettung. Jane ist eine Hexe, sie kann möglicherweise weiterleben, auch ohne Herz, aber du mußt etwas anderes finden. Mache dich so schnell wie möglich auf den Weg. Suche und finde die goldenen Skelette und nimm die Vitrine sowie Jane Collins an dich. Wichtig sind die goldenen Skelette, denn sie besaßen einmal Herzen, die ihnen das Leben gaben. Viel Glück, John, viel Glück…«
Ihre Stimme verwehte. Ich aber stand auf dem Fleck, ohne mich zu rühren, hörte sogar noch Schüsse, doch es war völlig unwichtig geworden, denn man hatte mir eine Botschaft übermittelt.
»John!« Ein scharfer Ruf.
Er riß mich aus der Lethargie. Ich drehte mich um, sah Suko an der Treppe und in das Verlies gestürmt kommen.
Schweigend trat ich zur Seite.
Zuerst ging Suko schnell, dann langsamer, und kurz bevor er die Vitrine erreichte, nur mehr zögernd.
Er blieb stehen, senkte den Kopf und wurde aschfahl. Ähnliche Gefühle wie mich vorhin mußten ihn durchtosen. Als er sich zu mir hinwandte, hatte ich den Eindruck, gegen einen künstlichen Menschen zu schauen.
»Ist sie tot?« fragte er.
»Ja.«
»Man hat ihr das Herz genommen…«
Ich nickte. »Dieser Pierre tat es. Wahrscheinlich mit Unterstützung des Teufels.«
»Und jetzt?«
Ich mußte mich erst räuspern, um eine Antwort geben zu können.
»Ich weiß es nicht so recht, aber es kommt da etwas auf uns zu. Ich berichte dir später davon.«

Suko war einverstanden. Mit mir zusammen betrat er den zweiten Raum, wo wir Paul Meurisse und Claudine fanden. Der Agent hielt ein verletztes, bewußtloses Mädchen in den Armen.

Nicht weit von ihnen entfernt lag ein Toter am Boden. Pierre Trudot.

Ihn hatte der Agent erwischt.

»Ich mußte ihn erschießen«, erklärte er, »weil es leider keine andere Möglichkeit mehr gab.«

»Ja, das habe ich gesehen…« Mehr sagte ich nicht, denn ich dachte wieder über die geheimnisvolle Stimme der ermordeten Wahrsagerin Tanith nach. Ihr Geist schwebte in einem Zwischenreich, zu dem es eine Brücke über den Kelch des Feuers gab.

Nicht allein nur über ihn.

Denn die Stimme war nicht von irgendwoher aufgeklungen, sondern aus einem ganz bestimmten Gegenstand.

Aus dem Würfel des Unheils.

Er hatte gewissermaßen zu mir gesprochen, und er hielt auch die Verbindung zu Jane Collins aufrecht.

Mein Gott, was rollte da auf uns zu? Ich bekam regelrecht Angst, und über meine Haut rann ein Schauer.

»Was hast du?« fragte Suko.

»Wir werden sie finden müssen«, sagte ich.

»Wen?«

»Die drei goldenen Skelette.«

Nach dieser Antwort schaute mich Suko an, als hätte ich den Verstand verloren. Ich konnte es ihm nicht einmal verübeln…

ENDE des Zweiteilers